

unterwegs zu menschen



Alles Familie

Inhalt

3 Editorial

Grundsätzliches

- 4 Familie zwischen Tradition, Verantwortung und Vielfalt *Dorothea Eichhorn*
- 6 Regenbogenfamilien – Verantwortung in allen Farben *Martina Jakubek*
- 7 Familien und Familienbilder im Wandel *Annette Daniela Haußmann*
- 8 Sippschaften in der Heiligen Schrift *Bernd Nagel*
- 10 Die ‚familia Dei‘ und ihre Angst vor Nestbeschmutzung *Bernd Nagel*

Familienbeziehungen

- 11 Patchworkfamilie – Geschenk und Herausforderung zugleich *Inken Richter-Rethwisch*
- 12 Familie – nein danke! *Elke Seifert*
- 13 Unterstützung bei Familienkonflikten *Christoph Lang*
- 14 Im Alter zu den Kindern ziehen *Andrea Hackenberg*
- 16 Wie digitale Technik Familienbeziehungen verändert *Raimar Kremer*
- 17 Geschwisterbeziehungen – ein Band, das bleibt *Christiane Brendel*
- 18 Familiengeheimnisse und Tabus *Friederike Kaiser*
- 19 Essen als Zeit in der Familie *Friederike Kaiser*

Familien und ihre Rollen

- 20 Wenn Einzelkinder selbst Einzelkinder bekommen *Martina Jakubek*
- 21 Rollenvielfalt in Familien – reizvoll und oft hart *Bernd Nagel*

Was bleibt

- 22 Familien und Sterben – Erinnern im digitalen Zeitalter *Raimar Kremer*
- 23 „Nicht(s) vergessen“ und „Was bleibt.“ – Vorsorge auch für Familien *Torsten Sternberg*

Wohnen

- 24 Älterwerden ohne Familie – neue Wege für Gemeinschaft und Fürsorge *Raimar Kremer*
- 25 Wohnen, Umzug und Besuchsdienst *Martina Jakubek*

Praktisches

- 26 Familien und ihre Themen – Fallbeispiele *Bettina Schilling*
- 28 Familienzentren – Raum für alle Generationen *Lucius Kratzert / Iwona Morasch*
- 29 Wenn Familie beim Besuch zum Thema wird *Elke Seifert*

30 Kontakte und Impressum

31 Aktuelle Hinweise und Angebote



Hier finden Sie die uzm-Ausgaben als PDF-Download



■ Baden

www.ekiba.de/besuchsdienste

■ Hessen-Nassau

<https://zsb.ekhn.de/besuchsdienst.html>

■ Landeskirche Hannovers

www.material-e.de



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Familie bedeutet Zusammenleben zwischen Tradition und Wandel, Liebe, Konflikt und Hoffnung. Sie ist eine Gemeinschaft, die auf Dauer angelegt ist und von gegenseitiger Verantwortung und Fürsorge lebt.

Wo Menschen eng verbunden sind und einander brauchen, finden sie Antworten auf ihre persönliche Lage – und reagieren zugleich auf gesellschaftliche Veränderungen. So entstehen immer wieder neue, oft sehr individuelle Familienformen.

Schon die Bibel erzählt von Familien in all ihrer Vielfalt. Sie berichtet von Streit und Versöhnung, von Brüchen und Neubeginn, vom Loslösen aus der Herkunftsfamilie und vom Finden einer neuen Wahlfamilie.

Familie ist längst mehr als das Idealbild der Industrialisierung. Die klassische

Kleinfamilie – Vater, Mutter, Kind – spiegelt die Lebensrealität vieler Menschen nicht mehr wider. Stattdessen prägen Wahlfamilien mit mehreren Generationen, Patchworkfamilien, Ein-Elternfamilien oder Regenbogenfamilien das Bild.

In einer Familie zu leben heißt, sich emotional tief zu binden – und damit auch verletzlich zu sein. Werden Erwartungen enttäuscht oder Konflikte zu groß, können selbst enge und langjährige Beziehungen brüchig werden oder zerbrechen.

Viele Institutionen, auch die Kirche, greifen das Bild der Familie auf. Das kann Zugehörigkeit stärken und Vertrauen fördern, aber auch Machtstrukturen und Abhängigkeiten zementieren.

Wer Menschen besucht, begegnet immer auch ihren Familiennetzwerken. Am Tisch sitzen nicht nur die Anwesenden, sondern auch Kinder, Enkel, Verstorbene, Eltern oder die entfernte,

aber prägende Tante – als Erinnerung, Ärger, Kummer oder Freude.

Mit diesem Heft laden wir Sie ein, die Vielfalt und Lebendigkeit von Familien in Ihre Besuchsarbeit mitzunehmen. Vielleicht überraschen Sie Ihre Gesprächspartner*innen mit einer interessierten Frage, blättern gemeinsam in einem Familienalbum oder helfen, den Ärger mit der Enkeltochter zu lösen.

Wir hoffen, dieses Heft gibt Ihnen Anregungen für Ihre Besuchs- und Gemeindegemeinschaftsarbeit und bereitet Sie darauf vor, falls Familienthemen zur Sprache kommen.

*Christiane Brendel, Martina Jakubek,
Ingrid Knöll-Herde, Raimar Kremer*

Grundsätzliches



Familie zwischen Tradition, Verantwortung und Vielfalt

Familien sind die zentralen Grundpfeiler einer Gesellschaft. Sie werden als eine soziale Gemeinschaft verstanden, die durch Verwandtschaft, Partnerschaft, Fürsorge und Verantwortung miteinander verbunden ist.

Doch was genau ist eigentlich Familie? Eine klassische Ehe? Blutsverwandtschaft? Oder einfach Menschen, die füreinander Verantwortung übernehmen?

Die Antwort ist komplizierter, als es auf den ersten Blick scheint. Und sie polarisiert gesellschaftlich, politisch und juristisch. Während traditionelle Vorstellungen Familie vor allem über Ehe und Abstammung definieren, rückt ein modernes Verständnis die soziale Funktion in den Mittelpunkt: Familie ist dort, wo Menschen langfristig füreinander sorgen und füreinander Verantwortung übernehmen.

Familie als soziale Institution

Unabhängig von ihrer konkreten Ausgestaltung erfüllt Familie zentrale ge-

ellschaftliche Aufgaben. Sie vermittelt und diskutiert Werte, Normen und Verhaltensweisen, übernimmt Erziehung und Förderung von Kindern, bietet emotionale Geborgenheit und Unterstützung und ermöglicht die gemeinsame wirtschaftliche Organisation des Alltags. Familie ist nicht nur eine private Lebensgemeinschaft, sondern auch eine grundlegende soziale Institution, die zum Funktionieren der Gesellschaft maßgeblich beiträgt. So werden zum Beispiel aktuell rund 70 Prozent aller pflegebedürftigen Menschen in ihren Familien betreut. Damit rücken die Familien auch in den Fokus politischer und gesellschaftlicher Interessen.

Traditioneller Familienbegriff

Traditionell wurde Familie biologisch und hierarchisch definiert: Wer miteinander verheiratet ist oder wer blutsverwandt ist, gilt als Familie. Es ist die Vorstellung vom sogenannten klassischen oder bürgerlichen Familienmodell: Vater, Mutter und gemein-

same leibliche Kinder in einem Haushalt. Dieses Modell war besonders im 19. und 20. Jahrhundert prägend und wurde gesellschaftlich wie rechtlich bevorzugt. Rollenverteilungen waren meist klar geregelt – der Vater als Ernährer, die Mutter als zuständig für Haushalt und Kindererziehung. Andere Lebensformen galten als abweichend oder wurden gesellschaftlich weniger anerkannt. Familie so zu sehen, bedeutet auch, einer engen Norm und hierarchischen Vorstellungen zu folgen.

Gesellschaftlicher Wandel und neue Familienformen

Mit den gesellschaftlichen Veränderungen – etwa Industrialisierung, Urbanisierung, Krieg, Frauenbewegung und Individualisierung – wandelte sich auch der Familienbegriff. Scheidungen nahmen zu, nichteheliche Lebensgemeinschaften wurden häufiger und Frauen wurden erwerbstätig.

Die Vorstellungen von Familie passten sich auf diesem Hintergrund an nach

dem Motto: Wer sich füreinander verantwortlich fühlt, gestaltet das, was wir Familie nennen.

Inzwischen existiert eine große Vielfalt familiärer Lebensformen: Eltern bringen Kinder aus früheren Beziehungen in neue Partnerschaften mit und die Patchworkfamilien übernehmen Verantwortung im Alltag, teilweise auch rechtlich. Ein-Eltern-Familien entstehen auf Grund von Trennungen oder werden bewusst so gewählt. Pflegefamilien kümmern sich über Jahre hinweg um Kinder ohne genetische Bindung.

Unverheiratete Partner oder enge Freunde entscheiden sich bewusst für gemeinsame Elternschaft. Besonders in urbanen Lebensräumen gewinnen diese Wahlverwandtschaften und Unterstützungsnetzwerke an Bedeutung. Durch die Anerkennung gleichgeschlechtlicher Paare entstanden neue Familienrealitäten, in denen zwei Mütter oder zwei Väter gemeinsam Kinder erziehen – oft auch durch Adoption.

Rechtliche Entwicklungen

Die gesellschaftlichen Veränderungen spiegeln sich auch im Recht wider. Artikel 6 des Grundgesetzes für die Bundesrepublik Deutschland stellt Ehe und Familie unter besonderen staatlichen Schutz, ohne eine bestimmte Familienform vorzuschreiben.

Mit der Einführung der Ehe für alle im Jahr 2017 wurde die Ehe auch für gleichgeschlechtliche Paare geöffnet. Damit wurde ein wichtiger Schritt zur Anerkennung vielfältiger Familienformen vollzogen.

Auch das Bürgerliche Gesetzbuch regelt Ehe, Verwandtschaft, elterliche Sorge und Unterhalt. Zunehmend berücksichtigt das Recht dabei nicht nur biologische Abstammung oder formale Eheschließung, sondern auch tatsächlich gelebte Verantwortung.

Einfluss der Religionen

Religionen, bei uns insbesondere die christliche Religion, haben das Bild von Familie maßgeblich geprägt und tun das auch weiterhin.

Ob Religion eher stabilisierend oder konfliktfördernd wirkt, hängt weniger von der Religion selbst ab als von ihrer konkreten Auslegung und der individuellen Bedeutung, die Familien ihr beimessen. Im Spannungsfeld mit der gesellschaftlichen Entwicklung können religiöse Werte und Vorschriften auch Konflikte hervorrufen. Diese entstehen beispielsweise, wenn jüngere Familienmitglieder Traditionen hinterfragen oder in interreligiösen Partnerschaften unterschiedliche Glaubensüberzeugungen aufeinandertreffen.

Politik zwischen Tradition und Pluralität

Welche Familienformen staatlich gefördert und rechtlich abgesichert werden, ist auch eine politische Frage, auf die die Parteien ihre je eigene Antwort geben.

Die Christlich Demokratische Union Deutschlands und die Christlich-Soziale Union in Bayern betonen traditionell die besondere Bedeutung der Ehe, erkennen jedoch zunehmend auch andere Lebensrealitäten wie Patchwork- und Alleinerziehenden-Familien an. Die Freie Demokratische Partei betont die individuelle Freiheit und rechtliche Gleichstellung. Auch die Sozialdemokratische Partei Deutschlands legt ihren Schwerpunkt auf Gleichstellung und darüber hinaus auf soziale Absicherung. Durch den Ausbau staatlicher Betreuungsangebote sollen Familien unabhängig von ihrer Form unterstützt werden. Die Linke versteht Familie als eine Gemeinschaft, in der Menschen Verantwortung füreinander übernehmen, unabhängig von Trauschein und sexueller Orientierung.



Wahlverwandtschaft

ist eine Form von freiwilligen, nicht biologischen und nicht rechtlich geregelten Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Menschen, die auf gegenseitiger Anziehung, ähnlichen Interessen, gemeinsamen Werten oder seelischer Nähe beruhen.

Der Begriff wurde besonders bekannt durch den Roman ‚Die Wahlverwandtschaften‘ von Johann Wolfgang von Goethe aus dem Jahr 1809.

Blutsverwandtschaft

ist ein Verwandtschaftsverhältnis zwischen Personen, die biologisch (genetisch) voneinander abstammen, also Eltern und ihre Kinder; Geschwister, Großeltern, Tanten, Onkel Cousins... Nicht blutsverwandt sind Ehepartner, Stiefverwandte, angeheiratete Verwandte. Rechtlich spielt die Blutsverwandtschaft z.B. im Erbrecht oder beim Eheverbot zwischen nahen Verwandten eine Rolle.

Bündnis 90/Die Grünen setzen sich besonders für die rechtliche Gleichstellung vielfältiger Familienformen sowie für Reformen im Abstammungsrecht ein.

Letztlich zeigt sich: Familie ist weniger eine feste Form als vielmehr ein Beziehungsgeflecht, das durch Fürsorge, Verantwortung und gegenseitige Unterstützung geprägt ist. Welche Lebensformen als Familie anerkannt werden, bleibt eine gesellschaftliche und politische Aushandlungsfrage. Doch die Vielfalt moderner Familienrealitäten ist längst Teil unserer Gegenwart.

Dorothea Eichhorn

Leitung Diakonische Sozialarbeit,
Diakonie Fürth
Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern

Grundsätzliches

Regenbogenfamilien – Verantwortung in allen Farben

Zusammenleben, Verantwortung übernehmen, Kinder großziehen, miteinander alt werden und füreinander da sein, das ist Familie. Solche Familiensysteme entwickeln verschiedene Formen.

Für die Vielfalt gibt es ein schönes Symbol, den Regenbogen. Als Regenbogenfamilien werden Familien bezeichnet, in denen mindestens ein Elternteil LGBTIQ ist.

Im Alltag unterscheiden sich Regenbogenfamilien kaum von anderen: Es gibt Kita-Stress, Hausaufgaben, gemeinsame Urlaube, Alltagsorga-

nisation und die üblichen Diskussionen am Esstisch. Studien zeigen, dass Kinder aus Regenbogenfamilien sich genauso gut entwickeln wie andere Kinder. Entscheidend ist also nicht das Geschlecht der Eltern, sondern ob Kinder in einem stabilen, unterstützenden Umfeld aufwachsen. Für diese Familien und besonders für ihre Kinder ist es wichtig, dass sie und ihre Lebensformen als selbstverständlich akzeptiert werden.

Martina Jakubek
*Referentin für Alter und Generationen
in der Werkstatt evangelisch der
Evang.-Luth. Kirche in Bayern*



LGBTIQ

Die Abkürzung LGBTIQ steht für lesbisch, schwul (gay), bisexuell, trans*, intergeschlechtlich und queer. Sie beschreibt Menschen, deren sexuelle Orientierung oder geschlechtliche Identität nicht der gesellschaftlichen Norm von ‚heterosexuell und cisgeschlechtlich‘ entspricht, (cisgeschlechtlich oder cisgender bezeichnet Personen, die sich mit ihrem bei der Geburt festgestellten Geschlecht identifizieren).

Es wird unterschieden zwischen sexueller Orientierung, das heißt zu wem sich jemand hingezogen fühlt, und geschlechtlicher Identität, das heißt dem eigenen inneren Wissen darüber, zu welchem Geschlecht man gehört.





Familien und Familienbilder im Wandel

Familien sind keine statischen Gebilde, sondern sie verändern sich, brechen auseinander und finden wieder neue Formen. Vorstellungen davon, was Familie ist, sind gesellschaftlich geprägt und historisch gewachsen. Gesellschaftliche Normen geben vor, welche Lebensformen als Familie akzeptiert werden, und bedingen Erwartungen.

Zugleich eignen sich Menschen Familienbilder individuell an: Was Familie bedeutet, ist immer auch biografisch, erfahrungsbezogen und emotional bestimmt. Indem Menschen das Leben teilen, füreinander sorgen, miteinander streiten und sich versöhnen, gestalten sie Familie immer wieder neu. In der Familiensoziologie wird dies als ‚doing family‘ beschrieben: Familie ist weniger eine feste Struktur als ein Prozess gelebter Beziehungen.

Dieser Wandel ist doppelter Natur: Zum einen verändern sich Familien von innen heraus. Familienkonstellationen

verschieben sich durch Geburt und Tod, Trennung und neue Beziehungen. Übergänge im Lebenslauf wie das Älterwerden der Kinder, Altern der Eltern oder Beginn von Pflegebedürftigkeit fordern immer wieder neue Rollenadjustierungen. Auch Einschnitte wie Krankheiten oder gesellschaftliche Krisen stellen Familien vor Herausforderungen.

Zum anderen wandeln sich die gesellschaftlichen Familienbilder. Neben dem lang dominierenden Ideal der bürgerlichen Vater-Mutter-Kind-Familie, das historisch eher Leitbild als Realität war, sind heute vielfältige Formen familialen Zusammenlebens sichtbar: Patchwork- und Regenbogenfamilien, Alleinerziehende, Wahlverwandtschaften oder generationenübergreifende Sorgegemeinschaften. Diese Vielfalt ist verbreitet und zunehmend anerkannt, bleibt jedoch auch umstritten.

Religion und Kirche haben die Entstehung und Stabilisierung von Familienbildern wesentlich mitgeprägt. Durch Rituale und Erzählungen darüber, was ein gutes Leben ausmacht, vermitteln sie Vorstellungen von Familie, Sorge und Verantwortung. Diese können

Orientierung und Halt geben, wirken aber auch normierend. Zugleich ist Religion selbst im Wandel: Theologische Deutungen verändern sich, kirchliche Positionen werden neu verhandelt und beeinflussen die Sensibilität für unterschiedliche familiäre Lebensformen. Religion ist ambivalent. Sie kann Wandel bremsen, aber auch ermöglichen, indem sie Räume öffnet, um Brüche und Neuanfänge zur Sprache zu bringen. Familie lässt sich als lebendiges System verstehen, in dem Zugehörigkeit, Werte und Verantwortung immer wieder neu ausgehandelt werden.

Für kirchliche Besuchsdienste gilt es, in der Begegnung mit Familien(mitgliedern), die eigenen Familienbilder und deren Bewertungen zu reflektieren. Wahrnehmungen und Zuschreibungen prägen, wie Familien gesehen und angesprochen werden. Ein Bewusstsein darüber eröffnet Chancen zu einer offenen, respektvollen und zugewandten Haltung gegenüber der Vielfalt gelebter Familienrealitäten.

Prof. Dr. Annette Daniela Haußmann
Professur für Praktische Theologie mit Schwerpunkt Seelsorge, Universität Heidelberg





Sippschaften in der Heiligen Schrift

Vater, Mutter und zwei Kinder als Gemeinschaft, dieses bis heute in manchen Gesellschaftsschichten prägende Bild für die Familie, kennt die Bibel nicht. Was wir Familie nennen, erscheint in der hebräischen Bibel als Vaterhaus und entsprechend wird die Gründung einer Familie an mancher Stelle mit der Bezeichnung sich ein Haus bauen benannt. Zum Haus gehörte dann ein ganzer Verband von Personen inklusive Eigentum, dessen Interesse der Generationenfolge galt, denn nur durch sie war das Überleben möglich. Die Sippe bot wirtschaftliche Sicherheit, Schutz und Zugehörigkeit auch in Hinfälligkeit und Alter.

Einige Geschichten aus dem ersten und zweiten Testament sollen Einblick geben:

„Die ersten Menschen“

Die gleichnamige Oper von Rudi Stephan (1887-1915) mit Text von Otto Borngräber (1874-1916) geht zurück

an den Beginn des autonom gewordenen Menschen, der sich selbst seine Lebensregeln gibt und scheitert. Biblisch sind es Adam, Eva, Kain und Abel, die in der Oper die klassische Kleinfamilie abbilden, an der die großen Probleme der Menschheit abgehandelt werden. Begierden und Sehnsüchte, unerfülltes Begehren und Eifersucht, Sinnsuche und Opferkulte, Konkurrenz und Gewalt – all dies findet sich in dieser Familie und führt schließlich zum Brudermord (1 Mose 4). Kain ermordet Abel. Kaum, dass Menschen zusammengefunden haben, missglückt die Gemeinschaft. Auf ihr lastet fortan ein Fluch. Aber zugleich erhält Kain von Gott ein Zeichen, das ihn schützt und als ‚Kainszeichen‘ an die Möglichkeit des Überlebens erinnert. Kain wird sein eigenes Haus bauen und als erster eine Stadt gründen.

Ziemlich viel Patchwork

Zahlreiche Generationen später taucht Jakob auf, der mit seinen beiden Ehefrauen Lea und Rahel und den Mägden Silpa und Bilha insgesamt zwölf Kinder hat. Ungewöhnlich für unsere Ohren, aber wenn die Ehefrau

lange Zeit keine Kinder bekommen kann, werden die Mägde zu Leihmüttern.

Das war schon beim alten Abraham so. Nach langer Kinderlosigkeit geht er zur Sklavin Hagar, die den Ismael zur Welt bringt, der dann als Sohn der Sara gelten wird. Im hohen Alter wird Sara und Abraham dann doch noch ein Sohn geschenkt. Sara gebiert Isaak.

Die Bibel betont die Notwendigkeit gegenseitiger Versorgung, damit Schwache nicht auf der Strecke bleiben. Dabei scheuen sich die biblischen Erzählenden nicht, auch skandalöse Geschichten ungeschönt darzustellen. Ein Beispiel dafür ist die Geschichte von Juda und Tamar (1 Mose 38, 1f)

Familie neu definiert

Im Markusevangelium wird berichtet, wie Jesus sich ziemlich familienfeindlich verhält. Weil der Familienernährer Josef vermutlich als Fronarbeiter zum Palast des Königs Herodes abgeordnet war, wurde Jesus zu Hause in der Zimmermannswerkstatt dringend gebraucht. Er aber verlässt die Familie,



um als Prediger und Wunderheiler Jünger*innen um sich zu scharen und unter den Menschen zu wirken. Nun kommt seine Mutter mit einigen Brüdern. Sie wollen ihn an seine Pflicht gegenüber seiner Familie erinnern, doch Jesus zeigt die kalte Schulter. Er deutet auf die Leute, die um ihn herum sind, und sagt: „Das ist meine Mutter und das sind meine Brüder; denn wer Gottes Willen tut, der ist mein Bruder und meine Mutter.“ (Mk 3, 31f). Ähnlich schroff geht Jesus mit dem Thema Familie um, wenn es darum geht, ihm zu folgen. Da kann er behaupten, dass seiner nicht wert ist, wer nicht Vater, Mutter, Frau, Kinder und Geschwister hasst, wer ihm nachfolgen will, wird aufgefordert, die Familie zu verlassen. (Lk 14, 25f).

Diese Radikalität hindert ihn am Ende seines Lebens nicht, unter dem Kreuz die trauernde Maria und den Jünger Johannes als Mutter und Sohn zusammenzubringen.

Die überflüssige Familie

Nach Jesu Tod und Auferstehung stand die Erwartung seiner Wiederkehr mit

Entstehung eines neuen Himmels und einer neuen Erde im Fokus der jungen Christenheit. Ehe und familiäre Bindung sollten darin keine Bedeutung mehr haben. Der bekannte und heute noch bei kirchlicher Trauung zitierte Satz „Was nun Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden“ diente vor allem der rechtlichen Absicherung der Frau.

Der Apostel Paulus empfiehlt dringend, auf die Ehe zu verzichten und in der Nachfolge Jesu als Single zu leben (1. Korinther 7). Nur wer sich partout nicht enthalten kann, soll die Ehe eingehen, „denn es ist besser zu heiraten, als sich in Begierde zu verzehren“. (1 Kor 7, 9)

Andererseits gibt es auch die so genannten Haustafeln in den neutestamentlichen Briefen. Dort werden für uns heute patriarchal anmutende Regeln für das Zusammenleben formuliert (z.B. Eph 5f.) Genauso lesen wir in der Apostelgeschichte von einem Hausstand, dem die Purpurhändlerin Lydia vorsteht (Apg 16). Und sie ist nicht die einzige, waren doch auch Maria und Martha Hausherrinnen,

wie im Lukasevangelium (LK 10) berichtet wird.

Fazit

Eine bestimmte Struktur oder gar eine Normalität für die Familie lässt sich in der Bibel nicht finden. Und wenn es auch keine Norm gibt, so hat die Bibel doch etwas zu Familienfragen zu sagen. Der Theologe Jürgen Ebach resümiert: „Familie ist da, wo Menschen dauerhaft und generationenübergreifend persönlich füreinander einstehen und Verantwortung übernehmen.“

Und dies soll laut Bibel nicht nur für die Kernfamilie gelten. In die geforderte Solidarität sind im Sinn einer erweiterten und offenen Familie die „Witwen und Waisen und Fremden und Alten“ einbezogen.

Bernd Nagel
*Studienleiter im Zentrum
Seelsorge und Beratung
Darmstadt, Evangelische Kirche
in Hessen und Nassau*

Grundsätzliches



Die ‚Familia Dei‘ und ihre Angst vor Nestbeschmutzung

Die Vorstellung von Kirche als ‚Familia Dei‘ – also als Familie Gottes mit Gott als Vater und den Menschen als seinen Kindern, die in Geschwisterlichkeit zusammenleben – wurde vom Zweiten Vatikanischen Konzil (1962-1965) grundgelegt. Dieses Bild von Kirche betont Nähe, Zusammenhalt und Verantwortung füreinander. Doch es ist ein Idealbild und hat seine Schattenseiten. Dieses Selbstverständnis der Kirche erwies sich über Jahrzehnte als Hindernis bei der Aufarbeitung sexualisierter Gewalt und grenzüberschreitender Verhaltensweisen.

Zu diesem Ergebnis kommt die Anfang 2024 veröffentlichte ForuM-Studie, ein von der Evangelischen Kirche in Deutschland beauftragter und finanzierter Forschungsverbund. Neben weiteren Faktoren erschwert demnach gerade die Analogie zur Familie eine Beschwerdeführung gegen die Institution und die Aufdeckung von Missständen. Die Familie als imaginierte Idealgemein-

schaft ist auf Harmonie ausgerichtet, pflegt eine Kultur der Konfliktvermeidung und neigt daher eher zum Verbergen statt zur Offenlegung.

Familien funktionieren nach Leitprinzipien wie Liebe, Vertrauen und Fürsorge. Gerade darin liegt jedoch eine Ambivalenz: Machtverhältnisse werden verleugnet oder relativiert. Darauf weist der Münchner Theologe Reiner Anselm in seinem Aufsatz „Toxische Leitvorstellungen“ hin. Er schreibt: „Kirche, als Gemeinschaft von Geschwistern konstituiert, ist auf Vertrauen gegründet, nicht auf Misstrauen und Kontrolle. Wer also Kontrolle einfordert, bewegt sich notwendig außerhalb der Konstitutionsideale der Kirche.“ Gerade aber in der Aufarbeitung von Missständen muss es Kontrollmechanismen geben.

Wer sich in der Familie einmal quer zum Kodex verhält, wird schnell zum schwarzen Schaf oder Nestbeschmutzer. Wenn etwas Unangenehmes geschieht, heißt es: „Das geht keinen etwas an; das schadet dem Ansehen der Familie“. Ähnlich verhalten sich kirchliche Organisationen. Intransparente Verfahren und eine beanspruchte

Deutungshoheit nehmen den von Missbrauch betroffenen Menschen die Handlungsmacht in eigener Sache. So wie der Schutz familiärer Privatheit dort endet, wo Gewalt und Missbrauch beginnen, gilt das auch für die Kirche – gerade angesichts ihres hohen moralischen Anspruchs.

Noch einmal Reiner Anselm: „Die idealisierte Sicht auf Familien verstellt den Blick auf reale Machtkonstellationen schon in den Familien. Sie verstellt ebenso den Blick auf entsprechende Phänomene innerhalb der Kirche. Dass das Familiennarrativ immer wieder geistlich überhöht wird, verstärkt die Problematik. Es ist daher an der Zeit, den Lernprozess, dass auch in innerfamiliären Beziehungen den Einzelnen der Schutz des Rechts zuzubilligen ist, für die Kirche nachzuvollziehen.“

Familie als Leitmetapher für Kirche muss daher kritisch daraufhin befragt werden.

Bernd Nagel
Studienleiter im Zentrum Seelsorge
und Beratung
Darmstadt, Evangelische Kirche in
Hessen und Nassau

Patchworkfamilie – Geschenk und Herausforderung zugleich

Teil einer Patchworkfamilie zu sein, hat ganz eigene Herausforderungen und Chancen. Es ist eine Konstellation, die früher mit Stiefeltern und Stiefkinder bezeichnet wurde. Und auch heute werden Vorstellungen von der bösen Stiefmutter mittransportiert. Die neue Bezeichnung Patchworkfamilie betont dagegen die Vielfalt der neuen Familiengemeinschaft: bunt und lebendig wie ein Flickenteppich.

Ein gutes familiäres Patchwork-Miteinander gelingt, wenn es nicht von überhöhten Erwartungen oder Harmoniewünschen bestimmt wird. Deshalb ist es gut, sich von Idealvorstellungen und Träumen zu verabschieden und so Raum für eine einzigartige, neue Familie entstehen zu lassen.

Hilfreiches fürs Miteinander:

Langsame Annäherung

Die neu zusammengesetzte Familie braucht Zeit, bis sich eine gewisse Normalität entwickelt. Beziehungen müssen wachsen, Rollen finden sich erst nach und nach. Gemeinsame Routinen entstehen nicht über Nacht. Das braucht Geduld und Gelassenheit, vor allem im Umgang mit den Kindern.

Kommunikation

Offene Gespräche über Erwartungen, Familienregeln und Gefühle helfen, Missverständnisse zu vermeiden. Wenn es gelingt, auch die leiblichen Eltern, Großeltern und Verwandtschaft mit einzubeziehen, kann dies das Zusammenwachsen sehr unterstützen.

Rollen klären

Neu hinzuwachsende Elternteile müssen verstehen, dass sie nicht die Rolle



eines leiblichen Vaters oder einer leiblichen Mutter einnehmen können – und das auch nicht müssen. Sie sind kein Ersatz, sondern eine zusätzliche Bezugsperson, zu der die Kinder im Laufe der Zeit Bindung und Vertrauen aufbauen.

Gemeinsame Rituale schaffen

Gemeinsame Aktivitäten und neue, kleine Routinen wie ein großes Familienfrühstück am Sonntag, zusammen zum Sport gehen, Spielabende oder Ausflüge fördern das Wir-Gefühl.

Konflikte aushalten

Wenn zwei Familiensysteme zusammenwachsen, geht das nicht ohne Reibung. Es ist wichtig, Konflikte auszuhalten, Klärungen Raum zu geben und Problemen nicht aus dem Weg zu gehen. Besonders für Kinder, unabhängig von ihrem Alter, ist die neue Familie mit Trauer um ihren bisherigen Alltag und um die Trennung ihrer Eltern verbunden. Nicht selten reagieren sie mit Wut, Aggression oder Rückzug.

Wenn die Konflikte die Beziehungen gefährden, kann man sich Unter-



Patchworkfamilie

Eine Patchworkfamilie ist eine Familie, in die mindestens ein Elternteil Kinder aus einer früheren Beziehung mitbringt. Zusammen mit möglicherweise leiblichen Kindern des neuen Paares entstehen herausfordernde, aber auch bereichernde Konstellationen.

stützung holen, z.B. auf Hilfeforen (z.B. <https://elterngespraech.de/familie/patchworkfamilie/>) oder bei Familientherapeuten und Familienberaterinnen (www.familientherapie.org).

Inken Richter-Rethwisch

Pastorin und Referentin für
Besuchsdienst in der Evangelisch-
lutherischen Landeskirche Hannovers

Familienbeziehungen

Familie – nein danke!

Familienstreitigkeiten, Gewalt oder (sexuelle) Übergriffe in der Familie können so tiefe Verletzungen hinterlassen, dass Betroffene auf Abstand zu ihrer Familie gehen oder sich ganz von ihr lossagen.

Manchmal sind es auch nur ständige kleine Sticheleien. Oder man fühlt sich als schwarzes Schaf, weil man zu spüren bekommt: „Bei der Wahl deines Partners/deiner Partnerin hast du dich vergriffen, er/sie passt nicht zu uns.“ Auch Singles, Kinderlose oder Arbeitsuchende fühlen sich oft nicht akzeptiert, weil sie, beispielsweise auf Familienfeiern, mit unangenehmen Bemerkungen rechnen müssen: „Bist du immer noch allein?“, „Wie schade, dass du (immer noch) keine Kinder hast!“, „Was arbeitest du denn jetzt?“. Das eigene Leben erscheint als Defizit, wenn man nicht dem Ideal einer kompletten und erfolgreichen Familie entspricht.

Nach Todesfällen ist das Klima in den Familien nicht selten durch Erbschaftsstreitigkeiten vergiftet. Das Gefühl, es gehe nicht gerecht in der Familie zu, macht sich in Worten Luft wie: „Ich habe die Mutter gepflegt, du hast dich nicht gekümmert, da steht mir jetzt mehr aus dem Erbe zu!“ – „Du warst schon immer der Liebling in der Familie, zum Ausgleich möchte ich jetzt mal bestimmen, wie die Erbstücke verteilt werden“.

Besonderer Druck entsteht für Menschen, die von der Unterstützung ihrer Familie abhängig sind: „Solange du Deine Füße unter meinen Tisch stellst, hast du dies zu tun und jenes zu lassen“. Nicht selten steht dabei die Drohung im Raum, aus der Familie verstoßen zu werden, wenn man nicht nach den Familienregeln spielt.

Sich von seiner Familie loszusagen ist trotz des großen Leides ein sehr



schwerer Schritt. Wann dieser Punkt erreicht ist, kann der oder die Betreffende nur allein entscheiden. Kinder und oft auch Frauen sind existenziell vom Hauptverdiener abhängig. Schon deswegen gehört sehr großer Mut zu einer Trennung. Es muss eine neue Wohnung gefunden werden, neue Geldquellen aufgetan und für Kinder neue Betreuungsmöglichkeiten organisiert werden u.v.m. Das alles setzt großes Vertrauen voraus, dass sich alternative Lebensmöglichkeiten und Wege finden werden.

Fast immer sind die betroffenen Personen durch familiäre Auseinandersetzungen und die erlebte Gewalt geschwächt. Sie fühlen sich in die Familie verwickelt und wissen nicht, wie sie sich daraus befreien können. Deshalb ziehen es viele vor, sich zu arrangieren.

Auch die Angst, dass Unvorhergesehenes wie zum Beispiel eine Erkrankung eintritt, erschwert den Ausstieg aus krankmachenden Beziehungen. Die Behörden fragen zunächst erstmal nach Angehörigen. Zu der Trennung zu stehen, sich einzugestehen, dass man allein ist, und sich dauerhaft auf die Unterstützung von Freunden, Freundinnen oder Behörden zu verlassen, ist nicht einfach.

Und so erscheint ein Arrangement mit der alten, aber vertrauten Misere als das kleinere Übel. Das Alte hat den Vorteil, dass man weiß, wie es sich anfühlt und wie man sich darin bewegt. Bei einer Veränderung der Lebenssituation weiß man nicht, was kommt.

Pfarrerin Dr. Elke Seifert
Kur- und Klinikseelsorge Bad Orb
Evangelische Kirche von Kurhessen-
Waldeck



Unterstützung bei Familienkonflikten

„Komm, Herr, segne uns, dass wir uns nicht trennen...“ – viele kennen dieses Segenslied (EG 170). Es drückt eine tiefe Sehnsucht aus: dass wir verbunden bleiben, auch wenn das Leben schwierig wird.

Wer Paare oder Familien begleitet, weiß: Gute Gemeinschaft ist nie selbstverständlich. Konflikte und Kommunikationsprobleme gehören zum Alltag. Gründe dafür gibt es zahlreiche. Unser Leben hat sich nicht nur beschleunigt, es fehlen meist auch gute Rhythmen, die Gelegenheit zur Entspannung und inneren Orientierung bieten. Hinzu kommen die Anforderungen aus beruflichen Rollen und aus den privaten Familienanforderungen.

Einerseits wird – gerade auf digitalem Weg – sehr viel und sehr schnell kommuniziert. Andererseits misslingen Kontakte immer wieder, werden mühsam bis dahin, dass sich Menschen nur noch mit Vermeidungsstrategien, Aggression oder Kontaktabbruch zu helfen wissen. Bei einer solchen Entwicklung werden die unterschiedlichen Bedürfnisse und Anliegen der

Beteiligten kaum mehr gesehen. Kompromisse können nicht mehr ausgehandelt werden.

Dabei wäre bei sich anbahnenden Konflikten trotz aller Emotionalität Ruhe und Besonnenheit wichtig. Der Paartherapeut Tobias Ruland spricht von der „Selbstberuhigung“, der Fähigkeit, sich innerlich zu sammeln, bevor man reagiert. Das ist sowohl für die Seelsorgenden als auch für Paare und Familien ein Schlüssel: immer wieder innehalten, durchatmen, stillwerden. So gewinnt man Abstand und kann dann besser zuhören und vielleicht auch besser miteinander sprechen. Familien sind dafür ein-zugegeben herausforderndes – Übungsfeld.

Wege zur Selbstberuhigung gibt es viele: ein kurzer Spaziergang, das bewusste Atmen, ein stilles Gebet oder ein Moment des Schweigens. Auch Meditation oder Entspannungsübungen können dabei hilfreich sein.

Manchmal reicht das aber bei Konflikten in Familien und Partnerschaften nicht aus. Dann kann es notwendig sein, sich bei den Beratungsstellen der Diakonie und Kirche Unterstützung zu holen.

Meist kommt dann das ganze Familiensystem in den Blick. Es ist nicht der einzelne Erwachsene, die Kinder oder Jugendlichen, die die alleinige Ursache sind, sondern oft die Verkettung verschiedener Gründe und deren Wechselwirkungen. Wer sich in scheinbar unlösbaren Konfliktlagen Hilfe holt, zeigt Stärke und geht, so die Resilienzforschung, gestärkt aus der Situation hervor.

Für mich gehört es zu unserem kirchlichen Auftrag: Menschen in Konfliktlagen und Krisen zu unterstützen. Der Schatz christlicher Spiritualität wie Gebet, Stille und Meditation kann im Beziehungsalltag heilsam wirken. Wo wir achtsam zuhören, verständnisvoll nachfragen und zugleich eine Haltung der inneren Ruhe einüben, wird ohne große Worte etwas von der Kraft spürbar, die uns in Konflikten und im Durcheinander des Lebens trägt.

Christoph Lang

Landeskirchlicher Beauftragter für die Psychologische Beratung in der Evangelische Landeskirche in Baden und Evang. Leiter der Ökumenischen Krisenberatungsstelle brücke in Karlsruhe

Familienbeziehungen

Im Alter zu den Kindern ziehen

Mein Vater sagt, sie hätten es früher tun sollen. Für meine Mutter war es genau der richtige Zeitpunkt: Als die beiden vom Ruhrgebiet zu mir und meiner Familie nach Niedersachsen zogen, waren sie 76 und 70 Jahre alt. Sie ließen vier Jahrzehnte gelebtes Leben und einen fest eingeschworenen Freundeskreis zurück, um noch einmal neu anzufangen. Im Alter näher ran an die erwachsenen Kinder. Ein Schritt, vor dem viele ältere Menschen zurückschrecken: So zeigt eine Allianz-Studie von 2024, dass 63 Prozent der über 60-Jährigen und 66 Prozent der über 70-Jährigen lieber in gewohnter Umgebung wohnen bleiben möchten.

Auch meine Eltern haben sich die Entscheidung für einen Umzug im Alter nicht leicht gemacht. Wozu auch, sie waren mit ihrem Leben als Ruhe-

ständler sehr zufrieden: Reisen, Essen mit Freunden, Museumsbesuche... so hätte es ewig weitergehen können. Doch als in ihrem Umfeld Krankheiten und Todesfälle zunahmen, fühlten sich die 300 Kilometer zwischen uns plötzlich zu weit an.

Dass erwachsene Kinder in größerer Entfernung zu ihren Eltern leben, kommt immer öfter vor: Wie der Deutsche Alterssurvey (DEAS) zeigt, wohnten im Jahr 1996 noch 65,9 Prozent der 60- bis 90-jährigen Eltern mit mindestens einem Kind am selben Ort. Bis 2023 ist dieser Anteil auf 54,7 Prozent gesunken. Ein Rückgang, der vor allem mit der gestiegenen beruflichen Mobilität gut ausgebildeter Kinder zusammenhängt – und der Entscheidungen wie die meiner Eltern immer relevanter macht.

Die Lebenserwartung der Seniorinnen und Senioren steigt kontinuierlich. Frauen werden zurzeit im Durchschnitt 83,3 und Männer durch-

schnittlich 78,6 Jahre alt. Die sogenannte Generationenüberlappung dauert damit länger an: Eltern und Kinder teilen heute nicht mehr nur rund 30, sondern oft bis zu über 50 gemeinsame Lebensjahre, ein Zeitraum, der lang genug ist, um das Miteinander im Alter bewusst zu planen.

Insbesondere mein Vater hat dabei konsequent vom Ende her gedacht: Er wollte nicht, dass ich nach der Arbeit jedes Mal drei Stunden über die Autobahn brettern muss, um bei meinen Eltern nach dem Rechten zu sehen. Letztlich war es eine Kopffentscheidung, die wir alle dann gemeinsam trafen – gegen das eine oder andere unguete Gefühl im Bauch. Was, wenn es schiefgehen würde? Wenn wir uns zerstreiten oder uns gegenseitig überfordern würden?

Heute bin ich froh, dass wir unsere Zweifel früh ausgesprochen haben. Sie ließen sich nicht komplett ausräumen, aber sie verloren an Wucht. Wir



waren uns einig: Das, was wir vorhaben, war richtig. Es dauerte nur ein bisschen, bis es sich auch richtig anfühlte.

Neuanfänge liegen selten in der Komfortzone. Für meine Eltern waren sie dennoch nichts Neues: Meine Mutter war mit 17 aus Kroatien nach Deutschland gekommen, mein Vater hatte mit 50 sein Berufsleben umgestellt. Diese Erfahrungen machten sie vielleicht offener für einen Umzug im Alter. Sie wagten es einfach.

Also suchten wir eine neue Wohnung und lösten die alte auf. Entsorgten Sperrmüll, beauftragten ein Umzugsunternehmen. Packten Kisten ein und dann wieder aus. Fünfeinhalb Jahre ist das jetzt her.

Statt 300 Kilometern wohnen wir jetzt nur noch sieben Gehminuten voneinander entfernt. Meine Kinder laufen fast täglich hinüber, erledigen kleine Botengänge oder verbringen Zeit bei

Oma und Opa. Wenn es im Homeoffice stressig wird, bringt meine Mutter einen Topf Suppe vorbei. Mein Mann hilft meinem Vater im Garten.

„Und ihr geht euch wirklich nicht auf die Nerven?“, werden wir oft gefragt. Doch, tun wir – ab und zu. Ich musste mich daran gewöhnen, wieder täglich Tochter zu sein (was etwas ganz anderes ist als beim Wochenend-Besuch). Meine Eltern stellten fest, dass ihre süßen Enkelkinder im Alltag ganz schön anstrengend sein können. Das hat uns wechselseitig geerdet.

Entscheidend war, dass meine Eltern sich von Beginn an darum bemüht haben, ein eigenes soziales Netzwerk aufzubauen, in kleinen Schritten: Sie begrüßten ihre neuen Nachbarn und stellten sich vor. Meine Mutter sprach den Apotheker mit dem auffälligen Namen auf dem Kittelschild auf Kroatisch an und siehe da, ein Landsmann. Mein Vater trat einem Verein bei und landete etwas unfreiwillig gleich

im Vorstand. Zusammen mit meiner Mutter und etwa 15 Witwen nahm er an einer Kirchenfreizeit teil und hatte die Zeit seines Lebens.

Es hat ein bisschen gedauert, aber wenn meine Eltern jetzt am Samstag auf den Markt gehen, treffen sie vertraute Gesichter. Sie verabreden sich zum Kaffeetrinken, gehen ins Theater, besuchen Veranstaltungen der Kirchengemeinde. Silvester feiern sie seit drei Jahren mit dem gleichen Kreis von Leuten. Zu ihren alten Freunden halten sie Kontakt über digitale Medien, fahren aber auch regelmäßig zu Besuchen ins Ruhrgebiet. Als meine Mutter beim letzten Mal zurückkam, sagte sie: „Ich bin so froh, wieder zu Hause zu sein.“ Da wusste ich, sie sind angekommen.

Andrea Hackenberg
*Online-Redakteurin in der Stabstelle
Kommunikation der EKD*



Familienbeziehungen

Wie digitale Technik Familienbeziehungen verändert

Die Digitalisierung erleichtert unser Leben in vielen Bereichen. Doch sie verändert auch, wie Familien miteinander umgehen.

Früher war das Wohnzimmer ein Ort der Begegnung. Kein Fernseher bedeutete: Man sprach miteinander, tauschte sich aus, hörte zu. Gespräche waren selbstverständlich, Nähe entstand im Alltag. Als der erste Fernseher kam, wurde das gemeinsame Schauen zum Ritual. Die wenigen Programme zwangen zur Einigung. Man diskutierte, lachte, kommentierte. Es war ein soziales Erlebnis. Mit der Zeit kamen mehrere Geräte ins Haus. Jede*r konnte für sich schauen, oft sogar im eigenen Zimmer. Die gemeinsame Zeit wurde seltener. Heute hat fast jedes Familienmitglied ein Smartphone. Damit besteht die Gefahr, dass am Esstisch kaum noch gesprochen wird. Alle blicken auf ihre Bildschirme. Die Familie sitzt zwar beisammen, aber

jede und jeder ist woanders, in Chats, auf Plattformen, in digitalen Parallelwelten.

Besonders deutlich wird das bei Kindern und Jugendlichen. Für sie erscheint die digitale Kommunikation oft wichtiger als das Gespräch mit Eltern und Geschwistern. Wenn es anstrengend wird, ist die Versuchung groß, sich in die digitale Komfortzone zurückzuziehen. Eltern verlieren den Zugang, weil sie nicht mehr Teil dieser Welt sind. Die emotionale Distanz wächst, obwohl man räumlich nah beieinander lebt.

Künstliche Intelligenz verstärkt diese Entwicklung. Eine Berliner Studie zeigt, dass Menschen sich in Chatbots verlieben, weil diese zuhören, nicht urteilen und immer verfügbar sind. Was ‚echte‘ Beziehungen kennzeichnet, wird heute von Algorithmen simuliert. Wenn wir uns selbst über Daten definieren, über Likes und Algorithmen, verändert sich auch unser Selbstbild. Die Familie wird zur Nutzergruppe, nicht mehr zur Gesprächsgemeinschaft. Es stellt sich die Frage: Wie gestalten wir Nähe in digitalen Zeiten?

Dennoch: Technik ist nicht per se ein Beziehungskiller. Sie kann verbinden, etwa wenn Großeltern per Videoanruf mit den Enkeln sprechen oder Familien sich digital organisieren. Entscheidend ist, wie die Technik genutzt wird, beispielsweise ob wir das Smartphone beiseitelegen, um wirklich zuzuhören und echte Nähe zuzulassen. Denn: KI kann viel, aber sie kann keine Umarmung ersetzen.

Dr. Dr. Raimar Kremer
Leiter des Zentrums Seelsorge
und Beratung
Darmstadt, Evangelische Kirche in
Hessen und Nassau



Fragen zum Weiterarbeiten:

1. Wann habe ich zuletzt erlebt, dass Technik ein Gespräch in der Familie verhindert oder ersetzt hat?
2. Wie wäre möglicherweise dieses Gespräch ohne digitale Ablenkung verlaufen?





Geschwisterbeziehungen – ein Band, das bleibt

Geschwister suchen wir uns nicht aus. Und sie gehören ein Leben lang zu uns. Die Beziehung zu unseren Geschwistern prägt uns von Anfang an, sie entwickelt sich durch gemeinsame Kindheitserlebnisse und begleitet uns bis ins Erwachsenenalter. Geschwister wachsen mit denselben familiären Mustern auf (jedenfalls wenn sie in derselben Familie groß werden), teilen Eltern und Verwandte, Familiengeschichte, Rituale und ähnliche Werte.

Geschwister sind ein Geschenk und dennoch ist es mit ihnen manchmal kompliziert. Das Familienleben ist häufig von unausgesprochenen Erwartungen geprägt. Eine Ungleichbehandlung vonseiten der Eltern kann die Beziehungen untereinander belasten. Geschwister suchen sich ihre Rolle: Ältere agieren häufig als Beschützer, Vermittlerinnen und Fürsorgende. Jüngere profitieren von Sicherheit und Orientierung, werden beschützt und manchmal bevormundet. Natürlich sind diese Rollen flexibel und sie verschieben sich oft mit dem Alter und den Lebensumständen. Hilfreich für das Gelingen der Beziehungen ist eine offene Kommunikation. Sie fördert den Perspektivwechsel, die Kompromissfähigkeit und den emotionalen Ausgleich.

Die Vertrautheit unter Geschwistern schafft meistens eine nachhaltige Bindung. Die Zeit des gemeinsamen Aufwachsens formt Identität: Geteilte Erinnerungen wirken wie eine innere Landkarte, auf die man jederzeit zurückgreifen kann. Manchmal herrschen Nähe und Konkurrenz nebeneinander, z.B. um die Zuneigung der Eltern oder um Erfolg im Beruf, eine Mischung, die persönliches Wachstum fördern, aber auch Konflikte auslösen kann. Konflikte innerhalb der Familie, aber auch Themen wie etwa das Altwerden der Eltern können für Geschwister sehr herausfordernd sein; sie bergen aber auch die Chance, Heilung und neue Nähe zu erfahren.

Geschwister bleiben ein Leben lang präsent, auch wenn räumliche Distanz oder längere Zeitabstände dazwischenkommen. Das gilt sogar dann noch, wenn der Kontakt bewusst abgebrochen wird: Geschwister lassen sich nicht per Beschluss aus dem eigenen Leben entfernen. Sie sind und bleiben Teil unseres Lebens.

Christiane Brendel
Pastorin und Referentin für
aufsuchende Gemeindegarbeit
Evangelische Agentur der
Evangelisch-lutherischen
Landeskirche Hannovers



Anregungen zur Reflexion in der Besuchsdienstgruppe:

1. Welche gemeinsamen Kindheits-erinnerungen verbinden Sie mit Ihren Geschwistern? Welche Familienrituale sind Ihnen bis heute wichtig?
2. Selbstbild-Reflexion: Schreiben Sie drei Sätze darüber, wie Sie sich in der Rolle des/der Älteren oder Mittleren oder Jüngeren sehen und welche Erwartungen Sie an sich selbst als Schwester/Bruder haben.
3. Perspektivwechsel: Notieren Sie eine Situation mit einem Geschwisterkonflikt aus zwei Perspektiven (Ihre eigene Sicht und die Sicht des anderen Geschwisterteils).
4. ‚Dankbarkeitskarte‘ schreiben: Wofür könnten Sie Ihrer Schwester / Ihrem Bruder einmal ausdrücklich danken?

Familienbeziehungen

Familiengeheimnisse und Tabus

Familie – ein Hort der Offenheit? Alles kann miteinander geteilt und besprochen werden? Für alles gibt es Verständnis? Wir lieben uns ohne Vorleistung? Auch wenn in der heutigen Zeit vieles offener als früher kommuniziert wird, gibt es immer noch Themen, über die nicht gesprochen wird. Gerade in Besuchssituationen bei älteren Gemeindegliedern können im Gespräch unerwartet Familiengeheimnisse eröffnet werden. Zum Ende des Lebens besteht möglicherweise das Bedürfnis, ein Geheimnis, das man lange bewahrt hat, mit jemandem zu teilen. Manchmal werden die Geheimnisse erst auf dem Sterbebett angesprochen.

Früher gab es gesellschaftlich jede Menge Tabus. Vieles durfte nicht bekannt werden. Ein uneheliches Kind, inzwischen längst den ehelich Geborenen gleichgestellt, war noch in den 60er Jahren ein Makel, den sowohl die Mutter als auch das Kind gespürt haben. Da wurden teilweise Lügengeschichten erfunden, die lange auf-

rechterhalten wurden: der Vater lebe in einem anderen Land, bevorzugt Amerika, oder er sei verstorben.

Eine von der damals geltenden gesellschaftlichen Norm abweichende sexuelle Orientierung eines Kindes konnte dazu führen, dass der Kontakt abgebrochen wurde. Davon sind wir noch gar nicht so weit entfernt, denn ein Outing der sexuellen Orientierung ist bis heute nicht selbstverständlich. Ein weiteres schambehaftetes Thema ist Arbeitslosigkeit. Obwohl eine gewisse finanzielle Absicherung besteht, ist der Verlust des Arbeitsplatzes für viele Betroffene mit einem tiefen Gefühl der Kränkung verbunden. Auch psychische Krankheiten werden weniger offen preisgegeben als zum Beispiel eine Krebserkrankung. Erinnerungen an den Nationalsozialismus, wo psychisch Kranke verfolgt und teilweise versteckt wurden, schwingen noch nach.

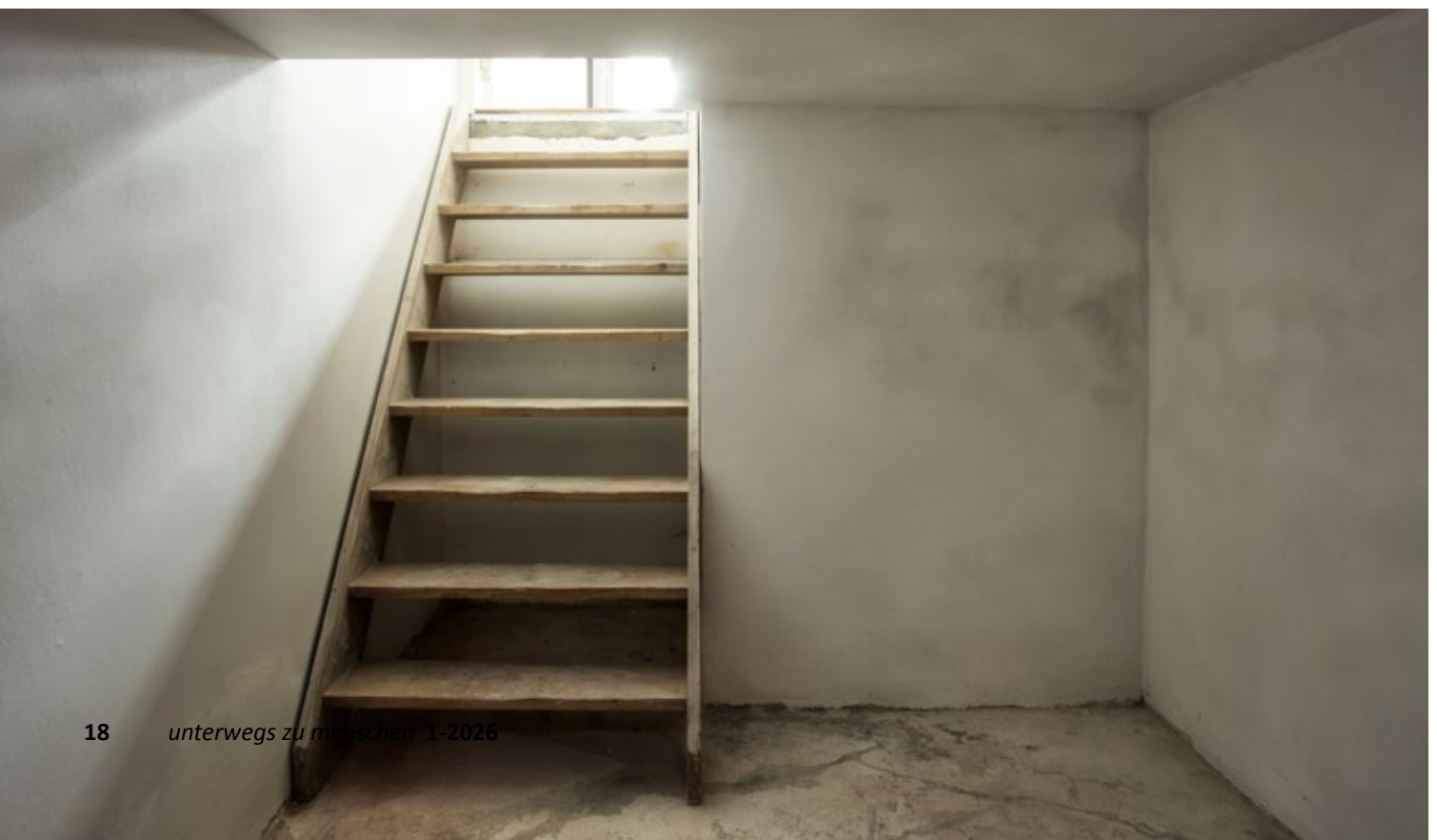
Bei den Senioren der Gemeinde können Themen der Naziherrschaft und des Krieges aufkommen. Wie hatten sich die Eltern oder Großeltern damals politisch positioniert? Wie ist der Sohn oder die Tochter mit der Schuld der Väter umgegangen? Wur-

de dies innerhalb der Familie jemals angesprochen?

Ein besonders schambehaftetes Thema ist Missbrauch innerhalb der Familie. Bis heute gibt es eine große Dunkelziffer von Betroffenen. Auch die Opfer versuchen oft, die sichtbaren Zeichen zu verbergen. Da werden Hämatome überschminkt oder harmlose Begründungen für die Verletzungen gefunden. Bei sexuellem Missbrauch werden die Opfer auch innerhalb der Familie oftmals allein gelassen, indem eine Unterstützung unterbleibt, um den Schein nach außen zu wahren.

Wenn solche Themen aus der Vergangenheit angesprochen werden, ist verständnisvolles Zuhören zunächst angemessen. Aber beim Bericht über Übergriffe sollten Schritte zur Unterstützung durch hauptamtliche Mitarbeitende oder Beratungsstellen angeboten werden.

Friederike Kaiser
*Besuchsdienstmitarbeiterin,
Wiesbaden;
Evangelische Kirche in Hessen und
Nassau*





Essen als Zeit in der Familie

Während ich diesen Text jetzt schreibe, liegt Weihnachten erst wenige Wochen zurück. Das familiäre Weihnachtessen wird in vielen Familien schon Wochen vorher thematisiert. Wer kommt wann zu wem? Eine Abgabe der Teilnahme wird kaum akzeptiert. Welche Leckereien werden zubereitet? Es muss schon ein Festmahl werden.

So sehr dieses Ereignis von manchen herbeigesehnt wird, so sehr graut anderen davor. Oftmals kommen einmal im Jahr Familienangehörige zusammen, die sich das ganze Jahr nicht se-

hen. Dann muss in den Gesprächen ein ganzes Jahr aufgearbeitet werden. Das kann als Stärkung der Familienbande oder als unangenehme Abrechnung wahrgenommen werden.

Das regelmäßige gemeinsame Essen hat für viele Familien eine zentrale Bedeutung. Man kommt zusammen, nimmt sich Zeit, hört dem anderen zu. Jeder kann sich äußern. Und im besten Fall schmeckt das Essen jedem am Tisch.

Dieses Idealbild wird jedoch nur selten erreicht. Das fängt oftmals schon bei den individuellen Wünschen der Ernährung an. Gerade wenn mehrere Generationen am Tisch sitzen, treffen die Erinnerungen an Deftiges, Sätti-

gendes aus der Nachkriegszeit auf die Wünsche nach leichter, gesunder Nahrung der mittleren Generation oder auf die vegane oder vegetarische Ernährung der Enkel. Da ist es schwer, eine für alle ansprechende Speisenfolge zusammenzustellen. Früher hatte in vielen Familien das Essen pünktlich um 12 Uhr auf dem Tisch zu stehen, damit die Mittagspause des Familienvaters ausreichte. Eine wesentliche Aufgabe der Hausfrau war, das pünktliche Essen zu gewährleisten. Kantinen waren nicht so weit verbreitet wie heute. Die heutige Zeit mit engem Zeitplan und vielfältigen Aufgaben des beruflichen und familiären Lebens erschwert das entspannte Zusammenkommen zum gemeinsamen Essen. Gerade für Kinder hat das gemeinsame Essen mit der Familie jedoch auch eine gesundheitliche Bedeutung. Studien zeigen: Kinder, die mindestens dreimal pro Woche gemeinsam mit der Familie essen, haben meist ein normales Gewicht und ein gesünderes Essverhalten als Kinder, die fast immer alleine essen.

Manchmal halten sich die Erinnerungen aus der Kindheit an ein besonderes Gericht, und die erwachsenen Geschwister treffen sich später regelmäßig zum Essen als verbindendes Element.

Der Kreis von Freunden und Bekannten erweitert häufig die Familie. Das gemeinsame Essen und teilweise auch das vorherige Kochen ist heute ein wesentlicher Faktor des geselligen Lebens.

Friederike Kaiser
*Besuchsdienstmitarbeiterin,
Wiesbaden;
Evangelische Kirche in Hessen und
Nassau*

Wenn Einzelkinder selbst Einzelkinder bekommen

Sowohl weltweit wie auch in Deutschland nimmt die Zahl der Verwandten ab. Immer mehr Einzelkinder werden inzwischen selbst zu Eltern eines Einzelkindes. Das hat tiefgreifende Auswirkungen: Cousins, Tanten oder Großonkel werden seltener, Verwandtschaftsnetzwerke schrumpfen. Gleichzeitig wachsen viele Kinder dank steigender Lebenserwartung mit vier Großeltern und sogar mit Urgroßeltern auf.

In einer Kleinfamilie mit wenig Kindern können intensive Bindungen entstehen. Doch dies birgt auch die Gefahr eines erhöhten Leistungsdrucks und der Überbehütung. Geschwister zu haben, bedeutet eine ganz andere Auseinandersetzung. Kinder lernen, dass Konflikte mit Bruder oder Schwester nicht das Ende einer Beziehung bedeuten, Versöhnung möglich und für das Zusammenleben auch notwendig ist.

Berufstätigkeit beider Elternteile, digitale Erreichbarkeit, Gleichberechtigung und der Anspruch an partnerschaftliche Erziehung haben Rollenbilder und Rollenerwartungen grundlegend verändert. Beispielsweise sind Eltern im Homeoffice zwar physisch präsent, aber mental mit anderen Aufgaben beschäftigt. Sie und ihre Kinder müssen lernen, die jeweilige Rolle zu verstehen und zu respektieren.

Großeltern sind häufig nur bedingt in die innerfamiliären Aushandlungsprozesse eingebunden, was Konflikte begünstigen kann. Unterstützungsangebote, die aus unterschiedlichen, nicht abgesprochenen Rollenerwartungen entstehen, werden sowohl von Älteren als auch von der jungen Familie schnell als Einmischung empfunden.

Lange galt, dass die Älteren Wissen an jüngere weitergeben. Heute entstehen wechselseitige Lernsituationen. Junge Menschen bringen technisches Wissen ein, während die älteren Menschen Erfahrung, Werte und Lebensorientierung teilen.

altersgetrennten Lebenswelten die natürlichen Begegnungen zwischen den Generationen. Diese fehlende Erfahrung miteinander verstärkt bestehende Stereotype zusätzlich.

Vor diesem Hintergrund gewinnt das Konzept der Generativität an Bedeutung, wie es der Entwicklungspsychologe Erik Erikson beschrieben hat. Generativität bezeichnet das Bedürfnis älterer Menschen, Verantwortung für nachfolgende Generationen zu übernehmen. Dies kann sich in Kindererziehung, beruflichem Mentoring, ehrenamtlichem Engagement oder nachhaltigem Handeln zeigen.

Damit ist das Bedürfnis der Generativität ein Motor dafür, Verantwortungsrollen in der eigenen Familie und darüber hinaus in der Gesellschaft zu übernehmen.

Martina Jakubek
Referentin für Alter und Generationen
in der Werkstatt evangelisch der
Evang.-Luth. Kirche in Bayern

Trotz moderner Lebensentwürfe und Rollenbilder bestehen weiterhin Vorurteile gegenüber jungen und älteren Menschen, Klischees wie ‚die faule, nicht belastbare Jugend‘ oder ‚die starren Alten‘ bieten einfache Erklärungen für komplexe gesellschaftliche Probleme. Zudem verhindern die stark



Anregungen zur Reflexion in der Besuchsdienstgruppe:

Stellen Sie Ihre eigene Familie mit Figuren (z.B. Holzbausteinen, Lego-Figuren) auf einem Holzbrett auf.

1. Überlegen Sie dann: Wo stehe ich, wie nah oder fern sind die anderen Figuren? Wer steht hinter mir? Wen habe ich im Blick, wen nicht? ... Ordnen Sie die Figuren entsprechend an.
2. Notieren Sie auf kleinen Zetteln Ihre eigenen Rollen in diesem System und die Rollen der anderen Familienmitglieder.

Tauschen Sie sich nun mit einer Partnerin, einem Partner aus ihrem Besuchsdienstkreis aus:

1. Welche Rollen wurden im Lauf der Zeit eingenommen? Haben sich diese verändert? Aus welchen Gründen?
 2. Gab es Zeiten, in denen die Anzahl gleichzeitig übernommener Rollen zu groß war?
 3. Welche Rollen waren oder sind besonders wichtig? Wie prägen sie das Gefüge in der Familie?
- Überlegen Sie gemeinsam in der Besuchsdienstgruppe, welche Bedeutung diese Übung für Sie haben kann.

Rollenvielfalt in Familien – reizvoll und oft hart

Familie Winter (Name frei erfunden) leidet in letzter Zeit unter erheblichen Spannungen. Das Ehepaar wendet sich an eine Beratungsstelle. Um die Familie besser kennenzulernen, fragt die Beraterin, wer überhaupt alles in der Familie eine Rolle spielt, und bittet um eine Aufstellung mit Figuren (in weiteren Sitzungen werden auch die beiden Kinder Basti und Leni einbezogen). Es zeigt sich, dass neben der Kernfamilie die in direkter Nachbarschaft wohnenden Eltern von Kathrin, ihre im Ausland lebende Schwester, der verstorbene Vater von Ralf und auch Betty, mit der Ralf eine Affäre hat, wovon Kathrin weiß, wichtig sind. Bereits diese optische Darstellung der Personen mit ihren vielfältigen Beziehungen ist schon hilfreich, nicht nur für die Beraterin, sondern auch für die Familie.

Daraufhin erläutert die Beraterin Kathrin und Ralf ein spezielles Rollenmodell. Sie bittet die beiden, mög-

lichst alle Rollen, die sie innehaben, zu notieren (später werden diese Rollen auch in Beziehungen zu den aufgestellten Personen gesetzt).

Im anschließenden Gespräch wird die Überfülle der notierten Rollen deutlich:

Ralf ist Ehemann von Kathrin, Vater von Basti und Leni, Liebhaber von Betty, Sohn, der seinem verstorbenen Vater nacheifert, Umweltingenieur im Vollzeit-Job, Trainer im Sportverein und Spaßvogel im Freundeskreis und Regelbrecher, wenn er mit Basti zum Vater-Sohn-Ausflug aufbricht, obwohl Basti sich besser um seine Hausaufgaben kümmern sollte.

Kathrin ist Ehefrau, Tochter und Schwester, natürlich auch Mutter, sie ist Pflegeperson für ihre bedürftige Mutter und Lehrerin mit begrenztem Auftrag, Besorgte, weil Basti schwach in der Schule ist, und sie ist ‚Freundin‘

ihrer Tochter Leni, mit der sie all ihre Probleme besprechen kann, was aber für Leni „manchmal ein bisschen viel ist“.

„Es könnte nicht nur für Leni zu viel sein“, sagt Kathrin nachdenklich. Und beiden wird deutlich: Familiensystem ist überfordert.

Bernd Nagel
Studienleiter im Zentrum Seelsorge und Beratung
Darmstadt, Evangelische Kirche in Hessen und Nassau

Was bleibt



Fragen zum Weiterarbeiten:

1. Was verändert sich, wenn Geschichten, Stimmen und Bilder digital gespeichert und jederzeit abrufbar sind?
2. Wird der Abschied dadurch leichter oder schwerer?

Familien und Sterben – Erinnern im digitalen Zeitalter

Neulich, bei einem Spaziergang über den Friedhof, blieb ich vor einem Urnengrab stehen. Es war ein Doppelgrab, vermutlich ein Ehepaar. Zumindest ließen die gleichen Familiennamen diese Schlussfolgerung zu. Unter den Namen der Verstorbenen waren zwei kleine QR-Codes angebracht. Neugierig zückte ich mein Smartphone und hielt die Kamera darauf. Was dann geschah, hat mich tief bewegt – und zum Nachdenken gebracht.

Ich wurde auf eine Seite geleitet, auf der ein Mann und eine Frau – jeder für sich – ihre Lebensgeschichte erzählten. In kurzen Videos berichteten sie von ihrer Kindheit, der Jugendzeit, vom Kennenlernen, der Hochzeit, gemeinsamen Reisen, den Kindern, den Enkeln. Es war, als würde man ihnen zuhören, während sie am Küchentisch sitzen. Ihre Stimmen, ihre Gesichter, ihre Erinnerungen – konserviert für die Ewigkeit.

„Was ist das?“, habe ich mich gefragt. Ist das noch Trauerkultur – oder schon digitales Weiterleben?

Ein paar Tage später stieß ich auf ein Projekt, das mich an diese Erfahrung erinnerte: Ein sogenannter Opa-Chatbot. Ein älterer Mann hatte für seine Enkelkinder Antworten auf mögliche Fragen aufgenommen – mit Gesicht und Stimme. Die Kinder können ihn nun jederzeit etwas fragen: „Wie war deine Schulzeit?“, „Was hast du als Kind gespielt?“, „Was war dein Lieblingsessen?“ Und der digitale Opa antwortet – freundlich, geduldig, vertraut.

Es ist faszinierend, was heute möglich ist. Erinnerungen werden nicht mehr nur in Fotoalben oder Erzählungen weitergegeben, sondern in interaktiven Formaten, die Nähe und Präsenz simulieren. Für Familien kann das ein Schatz sein – ein Stück gelebte Geschichte, das nicht verloren geht. Gerade Kinder, die ihre Großeltern vielleicht nicht mehr bewusst erlebt haben, bekommen so einen Eindruck davon, wer sie waren.

Doch es wirft auch Fragen auf: Was bedeutet Abschied, wenn jemand

digital weiter ‚ansprechbar‘ bleibt? Verändert das unsere Trauer? Unsere Erinnerungskultur? Und was macht es mit dem familiären Gedächtnis, wenn es zunehmend von Technik getragen wird?

Vielleicht ist es ein neuer Weg mit dem Sterben umzugehen, nicht als Ende, sondern als Übergang in eine andere Form der Präsenz. Vielleicht hilft es, den Tod weniger als Bruch zu erleben, sondern als Teil eines größeren Zusammenhangs. Familien bleiben verbunden – nicht nur durch Gene, sondern durch Geschichten, Stimmen, Bilder. Und durch die Entscheidung, Erinnerungen bewusst zu bewahren.

Der Friedhof wird so nicht nur ein Ort der Stille, sondern auch ein Ort der Begegnung – mit denen, die uns vorausgegangen sind, und mit dem, was sie uns hinterlassen haben.

Dr. Dr. Raimar Kremer
Leiter des Zentrums Seelsorge
und Beratung
Darmstadt, Evangelische Kirche in
Hessen und Nassau

„Nicht(s) vergessen“ und „Was bleibt.“ – Vorsorge auch für Familien

„Nicht(s) vergessen. Gut vorbereitet für die letzte Reise“ bietet Unterstützung für Familien im Umgang mit Vorsorgethemen. Bei „Was bleibt. Weitergeben. Schenken. Stiften. Vererben.“ stehen die Themen Erben und Vererben im Mittelpunkt. Mit diesem Konzept unterstützen sechzehn Landeskirchen und ihre Diakonischen Werke Menschen bei der Klärung ihrer Vorsorgefragen.

Dazu gehören einfühlsam gestaltete Materialien. Sie helfen, sich auf die letzte Lebensphase vorzubereiten und mit Angehörigen oder Bekannten ins Gespräch zu kommen. Und sie sind Anlass, sich mit den schwierigen Themen wie Einsamkeit und Demenz, Sterben und Tod, aber auch Geld, Erben und Vererben auseinanderzusetzen.

Die beiden Ratgeber werden durch einen Sammelordner für die persönlichen Unterlagen ergänzt, in dem die „Christliche Patientenvorsorge“ bereits eingheftet ist. Ein Vorsorge-



formular führt durch alle einzelnen Themen. Es kann auf der Homepage der jeweiligen Landeskirche heruntergeladen und individuell ausgefüllt werden. Wer möchte, kann den jährlichen Infobrief bestellen, um auf dem Laufenden zu bleiben.

Es gibt regelmäßige Online-Seminare zu den Vorsorgefragen. Will man die Wanderausstellung „Schatzkästchen des Lebens“ verwenden, ist diese Schulung verpflichtend, da „Was bleibt.“ auch dafür gedacht ist, dezent auf die Möglichkeit gemeinnützigen Vererbens für Kirchengemeinden und diakonische Einrichtungen hinzuweisen.

Bei Sammelbestellungen wird ein Unkostenbeitrag erbeten. Für Einzelbestellerinnen und -besteller sind alle Materialien und Angebote kostenlos. Die Initiative freut sich aber über Spenden, da das ganze Projekt von freiwilligen Unterstützungen lebt.

„Nicht(s) vergessen“ und „Was bleibt.“ eignen sich auch sehr gut für die Besuchsdienstarbeit. Die Erfahrung zeigt: Menschen erleben Kirche als Unterstützung bei bedrückenden Lebensfragen.

www.nichtsvergessen.de und
www.was-bleibt.de

Kirchenrat Dr. Torsten Sternberg
Leiter Servicestelle Fundraising und
Beziehungspflege der Evangelischen
Landeskirche in Baden



Älterwerden ohne Familie – neue Wege für Gemeinschaft und Fürsorge

In einer Gesellschaft, die stark auf familiäre Strukturen baut, stellt das Älterwerden ohne eigene Kinder oder enge Angehörige eine besondere Herausforderung dar. Unser Freundeskreis besteht aus alleinlebenden Menschen und kinderlosen Paaren. Wir haben uns gefragt: Wie wollen wir im Alter leben? Wie organisieren wir unseren Alltag, wenn klassische familiäre Pflege nicht verfügbar oder vielleicht unbezahlbar ist?

Die Rahmenbedingungen sind klar: Die Lebenserwartung steigt, Pflegekräfte sind knapp, die Kosten für professionelle Betreuung hoch. Gleichzeitig gibt es die stillschweigende gesellschaftliche Erwartung, dass Familie im Alter einspringt – emotional, organisatorisch, finanziell. Wer keine Familie hat, fällt oft durch dieses Raster. Das bedeutet: Wir müssen selbst entscheiden, wie wir unsere Beziehungen im Alter gestalten. Wollen wir enge Wahlverwandtschaften pflegen? Freundschaften als tragende Säulen ausbauen? Oder neue Formen des Zusammenlebens entwickeln?

Eine Idee, die in unserem Kreis entstanden ist: eine Hofreite kaufen und gemeinsam umbauen. Private Rückzugsräume kombiniert mit gemeinschaftlichen Bereichen – Küche, Garten, Werkstatt, Pflegezimmer. Ein Ort, an dem man sich gegenseitig unterstützt. Gegenseitige Pflege als gelebte Solidarität, nicht als Notlösung. Das erfordert Vertrauen, Organisation und klare Absprachen – aber es schafft Nähe und Sicherheit.

Eine andere Option: der Blick ins Ausland. In manchen Ländern lässt sich Pflege anders und oft günstiger organisieren. Es gibt bereits Projekte, bei denen deutsche Senioren gemeinsam in südliche Länder ziehen, um dort in betreuten Wohngemeinschaften zu leben. Sonne, Gemeinschaft, bezahlbare Pflege – für manche eine echte Alternative.

Auch Mehrgenerationenhäuser in Deutschland bieten Chancen. Sie fördern den Austausch zwischen Jung und Alt, schaffen Räume für Begegnung und gegenseitige Hilfe. Zwar sind sie nicht speziell für kinderlose

Ältere konzipiert, doch sie können ein soziales Netz bieten, das familiäre Strukturen teilweise ersetzt.

Und selbst der Tod wird neu gedacht. In unserem Kreis entstand die Idee, gemeinsam einen Baum im Friedwald zu kaufen – mit Platz für zehn Urnen. Ein symbolischer Ort der Verbundenheit, auch über das Leben hinaus. Kein anonymes Grab, sondern ein gemeinsamer Ruheplatz, der unsere Geschichte erzählt.

Älterwerden ohne Familie bedeutet nicht zwangsläufig Einsamkeit. Es fordert Kreativität, Mut und den Willen, neue Formen von Gemeinschaft zu gestalten. Wir stehen am Anfang – aber wir sind nicht allein. Immer mehr Menschen stellen sich dieselben Fragen. Und gemeinsam finden wir Antworten.

Dr. Dr. Raimar Kremer
*Leiter des Zentrums Seelsorge
und Beratung
Darmstadt, Evangelische Kirche in
Hessen und Nassau*





Wohnen, Umzug und Besuchsdienst

Steigende Mieten und der demografische Wandel verändern Wohnsituationen grundlegend. Junge Familien suchen dringend bezahlbaren Wohnraum. Gleichzeitig leben viele ältere Menschen in Häusern oder Wohnungen, die für sie inzwischen zu groß geworden sind.

Altersgerechte oder innovative, generationenübergreifende Wohnprojekte versprechen Lösungen: Barrierefrei wohnen und das Miteinander aller Generationen sollen Sicherheit und gegenseitige Unterstützung ermöglichen. Gleichzeitig würde so Wohnraum für junge Familien frei. Doch ein Umzug ist mehr als Kisten packen und Möbel transportieren. Er bedeutet Abschied – von vertrauten Wegen, von Nachbarn und manchmal auch von der Selbstständigkeit. Besonders für Kinder und ältere Menschen greift ein Umzug tief in die Identität ein. Intensive Gefühle, ja sogar Gefühlschaos, gehören dazu. Sie reichen von Scham („Jetzt schaffe ich es nicht mehr allein.“), Trauer („Ich verliere mein Zuhause.“), Wut („Warum muss ich das alles aufgeben?“) bis zur Unsicherheit („Was kommt auf mich zu?“).

Anregungen für Besuche in Umzugssituationen:

Vorüberlegungen:

- Welche Wohnformen wären für meine Gastgeber*innen interessant?
- Wer im Familiensystem wünscht die Begleitung durch den Besuchsdienst, wer vielleicht nicht?
- Welche Rolle oder Aufgabe kommt dem Besuchsdienst zu, welche nicht?
- Bleibt der Kontakt am neuen Wohnort bestehen oder gibt es einen bewussten Abschied?

In der Phase der Entscheidungsfindung braucht es Fragen, die die Orientierung fördern:

- Wer möchte den Umzug?
- Was ist der wichtigste Grund für die Umzugsüberlegungen?
- Welche Alternativen wurden geprüft? Gibt es eine Probezeit? Ist die Entscheidung endgültig?
- Welche Auswirkungen hat der Umzug auf die zukünftige Lebensgestaltung?

In der Phase des Abschieds steht im Vordergrund, das Gewesene zu würdigen.

- Was wird mitgenommen? Was bleibt zurück? Welche Dinge bekommen einen besonderen Platz?
- Wie kann der Abschied von Nachbarn, Freunden, Gemeinde oder vertrauten Orten gestaltet werden?
- Was hat mich bisher getragen? Wie habe ich ähnliche Veränderungen früher bewältigt?

In der Phase nach der Ankunft im neuen Zuhause müssen Enttäuschung und Verunsicherung bewältigt werden.

- Wie kann ein Begrüßungs- oder Ankunftsritual aussehen?
- Wobei kann die umziehende Person entscheiden, mitwirken, gestalten?
- Geschichten über Mitgebrachtes erzählen lassen – das stärkt Identität.
- Verunsicherung, Enttäuschung oder Wut ernst nehmen. Gefühle in Worte zu fassen helfen.

Martina Jakubek
Referentin für Alter und Generationen
Wirkstatt evangelisch der Evang.-
Luth. Kirche in Bayern

Familien und ihre Themen – Fallbeispiele

Fallbeispiel 1

In einem Gespräch äußert Frau P., dass sie und ihr Mann in letzter Zeit oft aneinandergeraten. Seit die Kinder ausgezogen und beide im Ruhestand sind, hat sich ihr Alltag stark verändert. Es zeigt sich, dass sie sehr unterschiedliche Vorstellungen von dieser Lebensphase haben: Frau P. möchte gerne mehr unterwegs sein, ihr Mann hat dazu weniger Lust. Dennoch reagiert er gereizt, wenn sie mit ihren Freundinnen Ausflüge unternimmt. Manchmal machen sie seine Lethargie und die vielen Stunden vor dem Fernseher wütend. Dann folgt ein Wort dem anderen – es scheint, als verstünden sie sich einfach nicht mehr. Dabei haben sie bereits viel gemeinsam durchgestanden.



Anregungen zur Reflexion in der Besuchsdienstgruppe:

1. Was kann hilfreich sein, um als Paar nach einer Auseinandersetzung wieder zueinanderzufinden?
2. Welche Absprachen zwischen den Eheleuten könnten die Situation entschärfen?
3. Wie könnte das Ehepaar zu einem besseren Austausch über das Thema „Ruhestand“ kommen?
4. Wie könnten gemeinsam durchlebte schwierige Zeiten bei der Bewältigung dieser Phase helfen?
5. Wie könnten die Eheleute dazu ermutigt werden, die Perspektive des jeweils anderen einzunehmen?
6. Könnte ein Blick auf die Zeit zu zweit, bevor die Kinder kamen, hilfreich sein?



Fallbeispiel 2

Frau F. und ihr Mann sind seit vielen Jahren verheiratet. Nun hat ihr Mann sich von ihr getrennt und eine neue Partnerin gefunden. Seit der Trennung zweifelt sie an vielem, was einst für sie selbstverständlich war. Ihr bisheriges Leben – auch im Beruf – verlief erfolgreich. Jetzt fällt es ihr schwer, ihren Lebensentwurf zu überdenken und anzupassen.

Den Kontakt zur Tochter hat hauptsächlich ihr Mann gepflegt. Auch hier merkt sie, dass sie mehr in die Beziehung zu ihrem Kind investieren muss, wenn der Kontakt nicht komplett abbrechen soll.



Anregungen zur Reflexion in der Besuchsdienstgruppe:

1. Welche Fragen könnten Frau F. helfen, zunächst den Verlust zu verarbeiten?
2. Wie kann man den Blick auf Ressourcen und eigene Stärken lenken?
3. Welche Fragen helfen, um sich verstärkt der Zukunft zuzuwenden?
4. Wie könnte Frau F. den Kontakt zu ihrer Tochter wieder intensivieren?

Fallbeispiel 3

Herr S. hat vor kurzem seine Frau verloren und sucht Hilfe, Orientierung und Unterstützung in seiner Trauer. Für eine kurze, aber intensive Zeit hat er sie zu Hause gepflegt. Auch davon ist er erschöpft. Neben der Verarbeitung des menschlichen Verlustes spürt er schnell, in welchen Zusammenhängen seine Frau praktische Aufgaben im Alltag übernommen hatte, die ihm selbst schwerfallen. Schon während der Pflegezeit ist vieles liegen geblieben. Die Fragen sind vielfältig, die Verzweiflung groß: Ist es in Ordnung, sich erst einmal zurückziehen? Aktuell steht ihm der Kopf gar nicht nach sozialen Kontakten. Wie funktioniert das mit den Versicherungen und Geldanlagen? Wird er weiterhin zu den Keglern gehen, wo doch alle anderen dort als Paar hinkommen? Wie kann er Hilfe für den Haushalt finden?



Anregungen zur Reflexion in der Besuchsdienstgruppe:

1. Was steht für Herrn S. gerade im Vordergrund: die emotionale Verarbeitung des Verlusts oder die Bewältigung neuer Alltagsaufgaben?
2. Wie kann Herrn S. beim Sortieren und Strukturieren offener Themen geholfen werden?
3. Welche Unterstützung könnte er in seiner Situation in Anspruch nehmen? (Psychologische Beratung, Telefonseelsorge, Sozialdienste, Trauergruppen, Besuchsdienst)
4. Welche Fragen oder Herangehensweisen helfen Herrn S., sein soziales Netzwerk mit ihm zu erkunden?

Fallbeispiel 4

Herr und Frau M. sind verzweifelt: Der Kontakt zur Familie ihrer Tochter ist abgebrochen. Im Rahmen der vorgezogenen Regelung der Erbschaft war die Tochter zunächst mit dem Bruder in Streit geraten und hat dann auch den Kontakt zu den Eltern abgebrochen. Eigentlich wollten Herr und Frau M. genau das mit einer vorzeitigen Vereinbarung verhindern. Die Tochter wirft den Eltern vor, den Bruder schon immer bevorzugt zu haben, und so zeige sich das auch wieder bei der geplanten Aufteilung des Erbes. Sie können diese Haltung der Tochter nicht nachvollziehen und wurden vom rigorosen Kontaktabbruch überrascht. Der Schwiegersohn hat signalisiert, dass er bereit wäre zu vermitteln – dafür müsse sich die Situation aber erst ein wenig beruhigen.



Anregungen zur Reflexion in der Besuchsdienstgruppe:

1. Was wäre hilfreich, damit die Eltern die entstandene Situation in Ruhe betrachten können?
2. Welche Erklärungsmuster gibt es für den Konflikt?
3. Wie könnte die Perspektive des Schwiegersohns eingeholt werden?
4. Wäre es hilfreich, bei dem Besuch das Gespräch auf die Vergangenheit zu lenken? Warum?
5. Wie kann man bei einem Besuch fragen, um Ressourcen für Lösungswege aufzudecken?
6. Welche Unterstützungsmöglichkeiten für Erbschaftsregelungen stehen zur Verfügung wie z.B. Rechtsberatung, Mediation, „Was bleibt.“? (siehe S. 23)

Fallbeispiel 5

Frau L. lebt seit zwei Jahren mit ihrem erwachsenen Sohn zusammen. Nachdem dieser sich getrennt hatte, ist er wieder bei ihr eingezogen. Was zunächst als Übergangslösung gedacht war, scheint sich zu verfestigen, ohne dass sie dies näher mit ihrem Sohn besprochen hat. Sie und ihr Mann leben getrennt, trotzdem ist der Kontakt gut. Die beiden Enkel kommen alle zwei Wochen von Donnerstag bis Sonntag zum Vater bzw. zu ihr. Zunehmend übernimmt sie wieder die Funktion der Mutter, sie spricht von „Hotel Mama“ und verpflegt auch größtenteils die Enkel, wenn sie da sind. Sie freut sich über den regen Kontakt, wünscht sich aber, dass ihr Sohn mehr Verantwortung übernimmt.



Anregungen zur Reflexion in der Besuchsdienstgruppe:

1. Worin liegt der Nutzen für die einzelnen Familienmitglieder bei der augenblicklichen Situation?
2. Was hält Frau L. momentan möglicherweise davon ab, die Situation verändern zu wollen?
3. Wie könnte man Frau L. unterstützen, Klarheit für sich zu gewinnen? Welche Fragen wären hilfreich?
4. Wie kann Frau L. dabei unterstützt werden, ihre Situation zu verändern? Gibt es Möglichkeiten, ihr den Rücken zu stärken?

Bettina Schilling
*Studienleiterin im Zentrum Seelsorge und Beratung
 Darmstadt, Evangelische Kirche in Hessen und Nassau*



Familienzentren – Raum für alle Generationen

Familienzentren sind wichtige Begegnungsorte, an denen Menschen unabhängig von Alter, Herkunft, Religion oder wirtschaftlichem Status zusammenkommen, an vielfältigen Angeboten teilnehmen und aktiv mitwirken. Sie spiegeln die gesellschaftliche Vielfalt wider und sind lokale Anlaufstellen für sozialen Austausch.

In allen Landeskirchen entstehen neue evangelische Familien- und Quartierszentren. So gibt es beispielsweise in Baden aktuell ca. 40 Einrichtungen. Manche entstehen aus Kindergärten, andere werden von Kirchengemeinden eingerichtet und wieder andere werden von Vereinen mit kirchlicher Beteiligung getragen. Die Zentren nutzen die Räume der Kitas, die Gemeindehäuser oder haben eigene Räumlichkeiten. Die finanziellen Möglichkeiten und die jeweilige Professionalität sind unterschiedlich. Manche Zentren werden von Ehrenamtlichen geleitet, andere haben hauptberufliche Leitungen.

Alle Familienzentren verbindet ihr christliches Fundament und der Wille,

Gemeinschaft, Verkündigung und Diakonie an einem bestimmten Ort zu leben und zu fördern.

Ein lebendiges Zentrum findet sich in Wertheim-Wartberg. Ein kleiner Film erzählt von Jutta Merkert (Lichtblicke 109). Sie besucht regelmäßig das Quartierszentrum, auch an ihrem 79. Geburtstag. Bei Rommee und Eierpunsch feiert sie mit den anderen Senior*innen aus dem Stadtteil, die sich wöchentlich im Kinder- und Familienzentrum treffen. Das ehemalige ökumenische Gemeindezentrum ist voll belegt. Die benachbarte evangelische Kita nutzt einen Raum. Die Schule hat hier ihre Mensa. Viele Kinder besuchen die Hausaufgabenbetreuung und nehmen die Ferienangebote wahr. In der Bibliothek lesen Senior*innen mit Kindern Bücher. Das Diakonische Werk ist mit seinen Beratungsangeboten präsent. Und natürlich gibt es das Seniorencafé, in dem Stammgast Jutta Merkert auf ihren Geburtstag anstößt. Der generationsübergreifende Zusammenhalt wird sichtbar. Senior*innen backen Kuchen für die jungen Eltern, ältere Menschen reparieren gemeinsam mit Kindern deren Fahrräder oder gehen mit Kindern aus bildungsfernen Familien ins Theater. Neben den Freizeit-

und Bildungsangeboten gibt es in den Familienzentren auch Beratungsangebote: Erziehungsberatung, Workshops von Hebammen, Kochkurse für Familien, Migrations- und Schuldnerberatung u.a.m.

Auch Besuchsdienste können die Räume der Kinder- und Familienzentren nutzen. Es gibt Räume für Teamtreffen und Kontakte zu den anderen Nutzer*innen des Zentrums. Vielleicht finden sich so auch an der Besuchsdienstarbeit interessierte Ehrenamtliche. Oder der Besuchsdienstkreis wird auf Menschen aufmerksam, die sich über einen Besuch freuen würden. Und wenn der Besuchsdienst wiederum Menschen zu den Angeboten im Zentrum einlädt, bereichert das als ‚win-win-Situation‘ Kirchengemeinde, Besuchsdienstkreis und Kinder- und Familienzentrum.

Dr. Lucius Kratzert
*Leiter der Abteilung Diakonie im
Evangelischen Oberkirchenrat in
Karlsruhe.*

Iwona Morasch
*Sachbearbeiterin Kitas und Kinder-
und Familienzentren im Evangelischen
Oberkirchenrat in Karlsruhe.*

Wenn Familie beim Besuch zum Thema wird

Das eigene Familienbild trifft bei einem Besuch auf das Familienbild der besuchten Person.

Deshalb fragen Sie sich bitte zunächst oder besprechen dies mit anderen: Wie geht es mir selbst mit dem Thema Familie?

Wem selbst Familie wichtig ist und wer gerne von der Familie (Partnerschaft, Kindern, Enkeln) erzählt, wird vermutlich sehr bereitwillig bereits kleine Impulse oder Hinweise aufgreifen, um in ein Gespräch über Familie einzusteigen, den Themen Raum zu geben und das Gespräch entsprechend zu lenken. Wer dagegen in schwierigen Familienbeziehungen lebt, wird Familienthemen möglicherweise eher meiden.

Bedenken Sie, dass die Besuchten das Gesprächsthema vorgeben. Bleiben Sie als Besucherin neugierig und gleichzeitig vorsichtig.

Manchmal hängen Bilder, z.B. der Eltern oder des verstorbenen Partners, an der Wand, auf der Kommode stehen Fotos der Enkel, Geburtstagskarten sind sichtbar aufgestellt.

Bitte überlegen Sie: Möchten Sie den Besuchten auf Bilder, Karten oder Gegenstände ansprechen und wenn ja, wie tun Sie dies?

Möglichkeiten sind beispielsweise offene Impulse wie: „Sie haben hier Bilder von Menschen, die Ihnen wichtig sind?“. Oder eine Anmerkung zu einer Beobachtung (z.B. mit Blick auf selbstgemalte Kinderbilder): „Da hat jemand wohl liebevoll an Sie gedacht!“. Eine weitere Möglichkeit ist eine konkrete Frage: „Sind das Ihre Eltern?“

Formulieren Sie eine Frage oder einen Satz mit Ihren eigenen Worten.

Was spricht für welche Form des Anknüpfens an optische Eindrücke beim Besuch, was evtl. dagegen?

Auch Möbel und deren Anordnung machen Aussagen darüber, ob Familie für die Besuchten ein Thema sein könnte: Ein großer Esstisch, viele Stühle oder mehrere Platzdeckchen sind Hinweise darauf, dass er oder sie auf Besuche von mehreren Menschen eingerichtet ist.

Würden Sie dies zum Thema machen und wenn ja, wann?

Wenn jemand hilfsbedürftig ist oder beispielsweise ein großes Haus allein bewohnt, drängt sich die Frage auf:

„Wer unterstützt Sie?“ Meist führt das dann auch in Familienthemen.

Diskutieren Sie im Besuchsdienstkreis die folgenden Äußerungen und mögliche Reaktionen darauf:

- Meine Tochter hilft mir. Aber mein Schwiegersohn möchte das nicht. Das ist ein Problem. Er lässt sie oft nicht zu mir.
- Leider haben mein Mann und ich keine Kinder. Wenn wir eine Tochter hätten, die würde sich jetzt um uns kümmern.
- Ich selbst habe meine Schwiegereltern und meine eigenen Eltern gepflegt. Das war oft nicht einfach. Für mich ist jetzt keiner mehr da.
- Ich will niemandem zur Last fallen. Meine Kinder sollen ihr eigenes Leben führen können. Ich will das nicht, dass sie sich um mich sorgen.
- Ich möchte noch möglichst viel Zeit mit meinen Eltern verbringen. Ich möchte ihnen gerne etwas zurückgeben von all dem, was sie mir gegeben haben. Aber sie blocken alles ab, was ich an gemeinsamen Aktivitäten vorschlage.

Pfarrerin Dr. Elke Seifert
Kur- und Klinikseelsorge Bad Orb
Evangelische Kirche von Kurhessen-
Waldeck



Kontakte und Impressum



Zentrum Seelsorge und Beratung der EKHN

Herdweg 122 b
64287 Darmstadt

Pfarrer Dr. Dr. Raimar Kremer
Pfarrer Bernd Nagel

Tel.: 06151 35936-11, Fax: -22
britta.zobel-smith@ekhn.de



Evangelisch-Lutherische
Kirche in Bayern

Amt für Gemeindedienst

Sperberstraße 70
90461 Nürnberg

Dipl.-Sozialpäd. Martina Jakubek
martina.jakubek@elkb.de

Tel.: 0911 4316-262
besuchsdienst@elkb.de



**Evangelisch-lutherische
Landeskirche Hannovers
Evangelische Agentur
Mitarbeiten**
Archivstraße 3
30169 Hannover

Pastorin Christiane Brendel

Tel.: 0511 1241-589
christiane.brendel@evlka.de
www.kirchenagentur.de



Zentrum für Seelsorge

Blumenstraße 1-7
76133 Karlsruhe

PfarrerIn Ingrid Knöll-Herde

Tel.: 0721 9175 357
ingrid.knoell-herde@ekiba.de
www.zfs-baden.de

IMPRESSUM

Herausgeber: Zentrum Seelsorge und Beratung der EKHN, Herdweg 122 b, 64287 Darmstadt, v.i.S.d.P.: Dr. Dr. Raimar Kremer * Amt für Gemeindedienst der ELKB, Sperberstraße 70, 90461 Nürnberg, v.i.S.d.P.: Martina Jakubek * Evangelische Agentur Mitarbeiten der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers, Archivstraße 3, 30169 Hannover, v.i.S.d.P.: Christiane Brendel * Zentrum für Seelsorge, Blumenstraße 1-7, 76133 Karlsruhe, v.i.S.d.P.: Ingrid Knöll-Herde.

Redaktionsbeirat: Christiane Brendel, Dorothea Eichhorn, Gisela Kirchberg-Krüger, Martina Jakubek, Friederike Kaiser, Ingrid Knöll-Herde, Raimar Kremer

Korrektorat: Ute Glashoff, Hannover

Gestaltung: NEUBAUER Konzept Bild Gestaltung, Hannover

Druck: Osterchrist Druck und Medien GmbH, Nürnberg

Bildernachweis: Kitta Studio* (Titel, S. 3), 2D_Jungle* (S. 4), ijeab* (S. 6), virinaflora* (S. 7), Viktor* (S. 8), gomao* (S. 10), Studio Nova* (S. 11), Stacy* (S. 12), S.Kobold* (S. 13), miss irine* (S. 14), Misha* (S. 16), Fatih* (S. 17), annebel146* (S. 18), Serhii* (S. 19), Rodrigo N* (S. 20), Numanartworks* (S. 21), Road Red Runner* (S. 22), DisobeyArt* (S. 24), CHOISH* (S. 25), lelechka* (S. 26), stockmotion* (S. 28), VectorBum* (S. 29), mbah* (S. 32)
*:- stock.adobe.com

Redaktionsschluss: 12. Februar 2026

Druckauflage: 2.200 Exemplare
ISSN 2195-3147

Bestelladresse: Zentrum Seelsorge und Beratung der EKHN
Herdweg 122 b, 64287 Darmstadt
Telefon: 06151 35936-11
E-Mail: britta.zobel-smith@ekhn.de

Titel der letzten Ausgabe (2-2025): *Wir | Ihr | Die*
Thema der nächsten Ausgabe (2-2026): *Gefühle*

Aktuelle Hinweise und Angebote

www.familiensnacks.de

ist die frische, praxisorientierte Mitwirk-Plattform für lebendige Familienarbeit! Hier teilen Engagierte ihre besten Impulse, Projekte und Praxistipps – unkompliziert, kreativ und inspirierend.

Ob kleine Aktion, großes Event oder bewährtes Konzept: Auf familiensnacks.de finden Haupt- und Ehrenamtliche schnell umsetzbare „Snacks“ und alltagstaugliche Angebote für ihre Arbeit mit Familien – und können eigene Ideen sichtbar machen.



Entstanden in der Werkstatt evangelisch der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, steht die Plattform für Vernetzung, Austausch und gelebte Gemeinschaft.

Deshalb: Reinklicken, inspirieren lassen – und Familienarbeit neu beleben!

Mitnehmendachten – ein besonderes Konzept

„Um ein Kind groß zu ziehen, braucht es ein ganzes Dorf“ sagt ein afrikanisches Sprichwort.

„Um einen Menschen am Ende seines Lebens zu begleiten, braucht es auch ein ganzes Dorf“, ergänzt Pastorin Sibylle Mau von der Altenseelsorge Aurich.

Inzwischen werden 86 % der zu Pflegenden zu Hause betreut. Das entspricht überwiegend dem, was sich die meisten Menschen wünschen und finanziell leisten können. Aber auch wenn für die medizinische Pflege gesorgt ist, bleibt in der sozialen Betreuung, der Unterhaltung und Teilhabe eine Lücke. Immobiler Menschen und deren pflegende Angehörige verlieren zunehmend Kontakte und fallen aus der Wahrnehmung der anderen.

Sibylle Mau will, um im Bild zu bleiben, das ‚im Dorf wohnen‘ unterstützen. Sie bietet pflegenden Angehörigen, Pflegekräften, Nachbarn, Familien und Besuchskreisen, eben allen Menschen, die in der Nähe sind, ein Konzept gegen Einsamkeit an, zusammengefasst mit dem Begriff BBQ:

B – besuchen Sie jemanden,
B – beschenken Sie jemanden,
Q – quasseln Sie miteinander

Dafür schreibt sie Hör-Andachten von ca. 15 Minuten. Diese enthalten Glockenläuten, Musik oder Lieder zum Mitsingen, eine kurze Ansprache, Gebete und Segen. Mit dem Handy oder Tablet sind sie überall und zu jeder Zeit gemeinsam anzuhören. Diese Andachten sind „Türöffner“ für Gespräche, denn sie enthalten einen Impuls und ein Bild als Anlass für ein nachfolgendes Gespräch. Mit BBQ, dass „andächtig & anders“ ist, bleiben die Wohnungen nicht gottlos und kommt Leben in die Einsamkeit.

Das Konzept ist erprobt: 26.000 MultiplikatorInnen haben es im letzten Jahr benutzt und damit gearbeitet.

Hier gibt's mehr dazu:
<https://altenseelsorge-aurich.wir-e.de>

Seminare mit Kirchenvorständen und Besuchsdienstgruppen in allen vier Landeskirchen

Wenn Sie in Ihrer Gemeinde einen Besuchsdienst aufbauen wollen, dann können Sie von uns Unterstützung erhalten, zum Beispiel durch ein Seminar mit dem Kirchenvorstand. Für Besuchsdienstgruppen bieten wir Fortbildungen vor Ort u. a. zu folgenden Themen an:

- Gesprächsführung
 „Annehmendes Gespräch“
- Körpersprache
- Vom Glauben reden
- Umgang mit Kritik an der Kirche
- Besuche bei alten Menschen
- Erinnerungsarbeit mit alten Menschen
- Geburtstagsbesuche
- Altersverwirrten Menschen begegnen
- Besuche bei Neuzugezogenen
- Begleitung Sterbender
- Trauernde begleiten
- Warum?
- Besuche bei kranken Menschen

Diese Fortbildungen in einzelnen Besuchsdienstgruppen werden inhaltlich und zeitlich den Bedürfnissen der Gruppe entsprechend gestaltet.

Kontaktdaten für Anfragen:

Siehe S. 30

Haben Sie Interesse an weiteren Ausgaben von unterwegs zu menschen? Bestellen Sie bei:

Zentrum Seelsorge und Beratung der EKHN

Herdweg 122b, 64287 Darmstadt
Telefon: 06151 35936-11
E-Mail: britta.zobel-smith@ekhn.de

*„Familien sind wie das Wasser,
sie fließen und verändern sich,
doch sie sind immer da.“*

Unbekannt

